





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Lavalles Todesspur

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Lavalles Todesspur

John Sinclair Nr. 694

von Jason Dark

erschienen am 22.10.1991

Titelbild von Eggleton

Sinclair Crew

Lavalles Todesspur

Es roch nach Gewalt, nach Blut - und Tod!

Das hatte Heavy schon bemerkt, als er das Haus betreten hatte. Hier war etwas geschehen. Zwischen diesen alten Wänden, die den Geruch des Flusses ausatmeten, hatte sich etwas Grauenvolles festgesetzt.

Und dennoch suchte sich Heavy keine andere Bleibe. Der Mairegen dauerte einfach zu lange, der Sturm war zu stark, der Himmel zu düster, die Wolken zu dunkel, die sich zu einem schwarzgrauen Mischmasch zusammenballten und wie flüchtige Bilder über den Himmel getrieben wurden.

Auf der Vorderseite stand das Haus auf Stelzen. Heavy hatte die Treppe hinter sich gebracht und die Eingangstür aufgestoßen. Er stand auf der Schwelle, die Tür erzitterte unter den Windstößen, und sie prallte des öfteren gegen seine Hacke, weil er den Fuß in einem bestimmten Winkel gekantet hatte. Als kalte Masse knallte der Regen in seinen Nacken. Er näßte ihn durch. Aus dem grauen Bart tropfte das Wasser, und seine langen Haare lagen wie ein feuchter Lappen auf seinem Kopf…

Heavy war erst fünfundzwanzig Jahre, sah aber zehn Jahre älter aus. Das Leben auf der Straße hatte seine Spuren bei ihm hinterlassen. Er trug noch immer den langen Winterlappen, den der Regen schwer gemacht hatte. Seine Hosen sahen aus wie eine feucht gewordene Ziehharmonika, und gerade dieses verfluchte Wetter zwang den Stromer dazu, über seinen eigenen Schatten zu springen und das Haus zu betreten.

Er ging einen Schritt vor. Der Windstoß packte die Tür und donnerte sie ins Schloß.

Es klang wie ein Schuß, und Heavy zuckte zusammen. Er überlegte, ob er wieder verschwinden sollte, tat genau das Gegenteil davon und lehnte sich gegen die Flurwand.

Dort blieb er stehen und holte tief Luft. Der alte Rucksack, in dem er seine Habseligkeiten verstaut hatte, rutschte von der Schulter, prallte zu Boden und drückte sich zusammen, da er nur bis zur Hälfte gefüllt war.

Heavy wischte durch sein Gesicht, wrang Bart und Haare aus und schlurfte weiter.

Der Geruch blieb…

Es lag nicht an der Feuchtigkeit, die der Regen auch in das Haus hatte eindringen lassen, es war etwas anderes, das er mit Worten nicht beschreiben konnte.

Hier war etwas passiert.

Etwas Grauenhaftes, das seinen Abschluß in einem furchtbaren Tod gefunden hatte.

Heavy überlegte.

Er gehörte zu denen, die im Sommer nach London kamen und sich eigentlich immer nahe der Themse aufhielten. Im Prinzip war das gut, es hatte auch stets geklappt, nicht aber in diesem Jahr.

Da hatte ihm das Wetter einen Streich gespielt.

Bisher war der Mai furchtbar gewesen. Regen, Kälte, in den oberen Lagen Schnee, und jetzt wieder dieser widerliche Sturm, dieses Niederprasseln der Wassermassen, die auf das alte Haus trommelten, als wollten sie es zerstören.

Unwillkürlich zog Heavy den Kopf ein und ging noch einige Schritte tiefer in das Haus.

Der Geruch verschwand nicht…

Heavy preßte seine Hand auf den Magen. Er hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen, für einen Moment drehte sich alles vor seinen Augen, und er dachte auch daran, was hier geschehen war.

Seit Tagen schon hielt er sich in der Nähe des Hauses auf. Er hatte es beobachtet und hatte auch die Uniformierten gesehen und die beiden primitiven Särge, die aus dem alten Haus getragen worden waren.

Gefüllte Särge…

Tote!

Heavy hatte gezögert, bevor er das Haus betrat. Er gehörte zu den abergläubischen Menschen, er hätte auch nie ein Auto gekauft, in dem zuvor jemand umgebracht worden war, und so ähnlich erging es ihm jetzt, als er sich zwischen diesen Wänden aufhielt, vor bis in die Küche ging und seine Stablampe anzündete.

Draußen wütete der Regen, da pfiff der Wind, da war die Dunkelheit der Nacht zu einem gespenstischen Flattern geworden, das vor den Scheiben tanzte.

Im Haus war alles anders.

Heavy hätte nicht gedacht, daß er sich unwohler fühlen würde als draußen. Er kam sich vor wie in einem Gefängnis, nur lauerten vor den Scheiben keine Wächter.

Düsterblaue Schatten erfüllten den Raum, der eine Küche war. Das Licht der Lampe wirkte wie ein starrer, haarloser, kahler Arm, als er seinen Weg durch den Raum fand.

Die Geräte interessierten Heavy nicht. Er ließ den Strahl ausschließlich über den Boden wandern und vergaß auch nicht die roten Flecken, die sich dort wie zerspritzte Farbtupfer ausbreiteten.

Das war Blut!

Ihm stockte der Atem.

Nach einer Weile bückte er sich, fuhr mit dem Finger in die Lache, die schon eingetrocknet war.

Wer war hier gestorben?

Der Wind packte wieder zu. Seine unsichtbaren Hände griffen unter die Dachrinne, die an einigen Stellen nicht mehr sehr fest war. Er spielte mit ihr, er ließ sie scheppern, so daß Heavy das Geräusch vorkam wie ein unheimlicher Glockenklang.

Er wußte nicht, wer zuvor in diesem Haus gelebt hatte, aber er war mit einem gewissen Instinkt ausgestattet, und der wiederum sagte ihm, daß es eine Person gewesen war, die mit Kräften in Verbindung stand, die er nicht überblicken konnte.

Er fürchtete sich sogar davor.

Heavy richtete sich auf.

Der Strahl machte die Bewegung mit, huschte an der Innenseite einer Fensterscheibe vorbei, bohrte sich in dieses stumpfe Grau und erhellte für einen Moment einen kleinen Ausschnitt der Welt, die hinter der Scheibe lag.

Ein Gesicht!

Scharfe Umrisse, wie mit einem Stück Holzkohle gezeichnet. Darin düstere Augen, aus denen das tiefe Grauen einer anderen Welt strahlte. Heavy erstarrte, schloß für einen Moment die Augen, öffnete sie wieder, schaute abermals hin.

Das Gesicht war verschwunden!

Eine Täuschung?
Er spürte den Kloß im Hals. Eine Einbildung? Hatten ihm seine überreizten Nerven einen Streich gespielt? Er dachte daran, daß es viele Täter immer wieder an den Ort des Verbrechens zurückzog.
Hier war ein Verbrechen geschehen, das eingetrocknete Blut redete eine deutliche Sprache, und als er über das Gesicht nachdachte, lief ihm ein Schauer über den Rücken.
Das war eine bösartige Fratze gewesen, ein Gesicht, in dem es kein Gefühl gab. Das von einem wüsten Leben gezeichnet worden war, und es gehörte einem Schwarzen.
Er löschte die Lampe.
Heavy war sich plötzlich vorgekommen wie jemand, der auf dem Präsentierteller stand. Wo ein böses Tier draußen nur darauf wartete, endlich zuschlagen zu können.
Die Dunkelheit machte ihm Angst. Sie war wie ein dichtes Netz über ihn gefallen. Zwar konnte er durch dessen Lücken schauen, aber Mut gab ihm das nicht, was er sah.
Da waren die beiden Fenster, hinter denen der Regen als lange Fäden vom Himmel rauschte. Der Wind spielte mit den Wassermassen und trieb sie schräg an den Öffnungen vorbei.
Etwas klapperte.
Heavy bekam eine Gänsehaut. Für ihn hörte es sich an, als hätte ein Skelett seine Zähne aufeinandergeschlagen und dieses Geräusch zusätzlich mit dem Klappern der Knochen untermalt.
Ein Knall schreckte ihn auf.
Es hatte sich angehört wie ein Schuß. Daran allerdings konnte er nicht so recht glauben, denn es gab wohl kaum jemand, der hier eine Waffe abgefeuert hätte.
Wahrscheinlich war irgendwo eine Tür zugeschlagen, denn dieses Haus besaß noch eine obere Etage, wo durchaus Durchzug herrschen konnte.
Oder war jemand gekommen.
Dieser Gedanke gefiel Heavy überhaupt nicht. Die Angst kroch seinen Rücken hinauf, setzte sich im Nacken fest und blieb dort wie ein Alp hocken, als er sich umdrehte. Plötzlich erschien es ihm nicht mehr erstrebenswert, hier im Haus zu bleiben. Trotz des Sauwetters wollte er es verlassen und sich irgendwo draußen ein trockenes Plätzchen suchen. Im Mund spürte er den Geschmack von bitterer Galle, und vom Eingang her schien er beobachtet zu werden. Plötzlich sah er sich als Gefangener an, nicht mehr als derjenige, der in diesem Haus Schutz gesucht hatte.
Auch die äußeren Geräusche empfand er jetzt als viel bedrohlicher. Da schienen gewaltige Hände über die Wände zu streichen und riesige Finger suchten Lücken in der Holzfront, um Stäbe herausreißen zu

können wie Knochen aus einem Körper.

Die Furcht schnürte ihm die Kehle zu. Wenn er Luft holte, hatte er das Gefühl, Staub zu trinken.

Aber er ging weiter.

Himmel, es kostete ihn Überwindung, aber er wollte verschwinden und nicht in diesem Totenhaus bleiben.

Heavy betrat den Flur.

Und da stand der Klotz, das Hindernis, diese Säule, die naß und blank schimmerte.

Der Penner würgte, bis ihm der Atem im Hals steckenblieb, denn er hatte erkannt, daß es keine Säule war.

Ein Mensch stand dort. Ein Riese, ein Gesicht, dessen Schädel kahl glänzte, das wie ein Ballon wirkte, der von irgendwelchen Fäusten hart getroffen worden war und die entsprechenden Einbuchtungen zeigte.

Eine Tatsache aber überragte alle anderen.

Die Augen!

Sie waren so kalt und mörderisch wie die Hände, die gespreizt auf ihn zuschwangen, als hätte ein Vogel seine Schwingen ausgebreitet, um sich allein von den Aufwinden tragen zu lassen. Wie stählerne Splinte umklammerten sie Heavys Hals, der nichts anderes tat, als mit dem Leben abzuschließen.

So also sah das Ende aus.

Fertiggemacht, erwürgt in einem einsamen Holzhaus nahe der Themse.

Aber er bekam noch Luft. Der andere wollte ihn quälen, er ließ ihm diesen kleinen Ausweg.

»Wenn ich will, drücke ich dir deinen Adamsapfel in die Kehle hinein, du kleiner Irrer, aber nur wenn ich will…«

Heavy tat nichts. Er konnte nichts tun, aber er hörte zu und schaffte sogar so etwas wie ein Nicken, als er die nächste Frage hörte. »Willst du etwas für mich tun?«

Heavy hätte alles für diesen Killer getan. Sogar den Teufel von seinem Thron gerissen, wenn man ihn gelassen hätte.

Wieder deutete er ein Nicken an.

»Dann hör zu…«

Der Druck verschwand plötzlich von seiner Kehle, und Heavy spitzte die Ohren…

***

Der Supermarkt lag so günstig, daß ein Parkplatz um ihn herum gebaut war, der die Wagen der Käufer faßte, auch wenn Hochbetrieb herrschte. Aus diesem Grund hatte sich Jane Collins den Laden auch ausgesucht, wenn sie einkaufen ging.

Das tat sie nicht sehr gern, besonders nicht bei dem Londoner Schmuddelwetter, das sich aus einem grauen Himmel, dunklen Wolken und feinem Regen zusammensetzte.

Es war widerlich.

Im Supermarkt holten die Verkäufer und Verkäuferinnen Atem. Um die Mittagszeit flaute der Betrieb etwas ab und würde erst wieder ansteigen, wenn die Arbeiter und Angestellten aus den, nahen Büros in die Pause gingen, um den einen oder anderen schnellen Einkauf zu erledigen. Zuvor konnte man seinen Wagen in Ruhe durch die Gänge schieben und sich auch mit dem Einkauf Zeit lassen, Preise vergleichen und die günstigsten Angebote auswählen.

Deshalb fuhr auch Jane Collins um diese Zeit einkaufen, auch wenn sie es haßte.

Lady Sarah Goldwyn, bei der sie wohnte, hatte nicht mitkommen wollen. Sie war zu Hause geblieben und schaute sich einen neuen Video-Film an, bevor sie ihn ihrer immensen Sammlung einverleibte, die sich auf dem Dachboden ihres Hauses befand.

Jane schob den Wagen an den Regalen entlang. Sie trug einen leichten, hellen Sommermantel. Das Haar hatte sie kurz geschnitten, über der Stirn standen sogar Strähnen in die Höhe. Sie fand die neuen Frisuren toll, sie waren einfach praktisch.

Nachdenklich blieb sie an der Kühltruhe stehen. Milch und Joghurt wollte sie auf jeden Fall mitnehmen, aber wie war es mit dem Lachs, der sie so lockte.

Sie entschied sich dagegen. Wahrscheinlich kam der Fisch aus irgendwelchen chemieverseuchten Lachsbecken und wurde als »Spitzenspezialität« angeboten.

Darauf verzichtete sie.

Jane ging weiter. Frisches Obst und Gemüse kaufte sie- ein, stets berieselt von einer Musik, die den Käufer dazu animieren sollte, noch mehr in den Korb zu füllen.

Darauf wiederum verzichtete Jane. Sie kaufte nicht mehr als nötig, legte allerdings noch zwei Dreierpack Leerkassetten auf die Lebensmittel, die im Sonderangebot verkauft wurden. Davon konnten sie und Sarah Goldwyn nicht genug bekommen.

Zwei junge Männer rahmten sie plötzlich ein und grinsten. »Video-Fan?« fragte der eine.

»Es geht.«

»Die Kassetten sind prima. Würde ich an Ihrer Stelle noch mehr von mitnehmen.«

»Später vielleicht.«

»Dann sind sie weg!« sagte der zweite und fing damit an, die Kassetten aus dem Verkaufsrondell in seinen Wagen zu packen. Da wurde selbst ein Sonderangebot teuer, denn diese Masse an Kassetten

war schon außergewöhnlich.

Kopfschüttelnd ging Jane weiter und nahm Kurs auf die Kasse, die nicht mehr weit entfernt war.

Zwei Kunden standen vor ihr. Frauen, die es eilig und nicht viel gekauft hatten. Dafür schauten sie immer wieder auf ihre Uhren, was die Kassiererin nicht weiter störte. Sie blieb gelassen und tippte ihre Zahlen ein. Dabei störte sie auch nicht, daß die beiden Kundinnen ihre Augen verdrehten.

Endlich war Jane an der Reihe.

Sie hatte nur soviel eingekauft, daß die Waren in *eine* Tüte hineinpaßten. Auf eine zweite konnte sie gut und gern verzichten. Sie umfaßte die Tüte mit beiden Händen und verließ den Supermarkt durch die Tür, die sich automatisch vor ihr öffnete.

Eine Waschküche hüllte sie ein. Nebel gehörte zu London wie der Eiffelturm zu Paris, nur um diese Zeit war es sehr seltsam. Doch dieser Mai brach alle Rekorde.

Ständig verließen Kunden den Supermarkt, stiegen in ihre Fahrzeuge, starteten sie, und die Abgase vermischten sich mit dem Dunst und verpesteten die Atemluft.

Jane hatte Glück gehabt und ihren Wagen so nahe an dem Gebäude abgestellt, daß sie nicht weit zu laufen brauchte. Der Golf war feucht geworden. Auf dem Lack lagen die Tropfen wie helle Augen.

Sie schloß auf, stellte die Tüte mit den Lebensmitteln auf den Rücksitz und wollte an der Fahrertür einsteigen, als sie plötzlich hinter sich die Schritte hörte.

Nicht daß eine Klingel in ihrem Kopf Alarm geschlagen hätte, aber sie wollte schon sehen, wer da auf sie zukam, und sie drehte sich auf der Stelle.

Es war ein Mann.

Vom Alter her schwer zu schätzen. Seine Kleidung hätten andere längst weggeworfen. Der Hut mit der breiten Krempe malte einen Schatten auf seine Stirn.

Der Mann strahlte etwas Unheimliches aus, auch wenn er wie ein harmloser Penner gekleidet war.

Jane ging auf Distanz.

Nicht etwa, daß sie verschwand, sie versteifte sich innerlich, schluckte einmal und wartete ab, was dieser Fremde von ihr wollte. Daß er sie ansprechen würde, lag auf der Hand, er hätte sonst auch einen anderen Weg zwischen den Fahrzeugen finden können.

Er blieb stehen.

Jane tat nichts.

Von dem Fremden ging ein Hauch von Gewalt aus. Er schob mit dem rechten Zeigefinger die Kopfbedeckung hoch, so daß sein Gesicht freilag. Dennoch sah Jane nicht viel davon.

Der graue Bart verdeckte die untere Hälfte; unter den Augen lagen Tränensäcke wie breite Falten.

Der Mund schimmerte feucht. In seinen Rändern hatten sich Bläschen gebildet.

»Was wollen Sie?« Jane übernahm jetzt die Initiative und ließ sich nicht einschüchtern. Sie wollte dem anderen zeigen, daß er mit ihr nicht machen konnte, was er wollte.

»Du wirst sterben!«

Die Antwort klang wie ein Zischen, dennoch hatte Jane Collins sie verstanden.

»Was soll ich?«

»Sterben!«

Sie blieb ruhig, fast zu kalt. »Ja, ich weiß, daß ich sterben muß. Irgendwann wird jeder von uns einmal sterben. Das ist der Lauf der Welt, Mister.«

Der Fremde sagte nichts. Er schien allein die Dunstschwaden interessant zu finden, die geräuschlos über den Boden krochen, als wären sie dabei, Verstecke zu suchen. Sie drangen unter die abgestellten Fahrzeuge, und sie schwebten auch an den Beinen der beiden so unterschiedlichen Personen hoch, die sich gegenüberstanden.

Jane hatte die Drohung verstanden, ihre Antwort war locker gewesen, aber sie dachte noch über gewisse Dinge nach und kam zu dem Entschluß, daß die Drohung verdammt ernst geklungen hatte.

Jane legte eine Hand auf das Dach des Autos. Unter der Haut spürte sie die Nässe. »Okay, wenn ich also sterben soll, dann hätte ich gern den Grund gewußt.«

»Sie brauchen dich!«

»Wer braucht mich?«

»Die Geister der Rache. Die Totengeister. Sie warten auf dich. Die anderen Welten sind herausgefordert worden. Alle werden sterben müssen, die zu ihm gehören.«

»Zu wem denn?«

Jane bekam keine direkte Antwort. Dafür ging der Unbekannte auf sie zu. Ungefähr drei Schritte trennten ihn von ihr. Sekunden später waren es nur mehr einer.

Er blieb stehen.

Jane war darauf gefaßt, blitzschnell ausweichen zu müssen, wenn der Kerl angriff. Der schien sie nicht alle im Kasten zu haben, der war überspannt, aber gefährlich überspannt…

»Wollen Sie mich töten?«

Der Fremde bewegte sich nicht. Nur seine Stirn bildete ein Muster aus Falten. »Vielleicht…«

Die Detektivin schaute gegen die Arme des Fremden. Beide Hände

steckten in den Taschen des Fischgrätenmantels. Um etwas zu tun, mußte er sie hervorreißen. Da fand Jane noch immer Zeit, sich dagegen zu wehren. Zudem gehörte sie zu den Frauen, die sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen ließen.

Die Geräusche des Parkplatzes verschwammen in der hellgrauen Dunstbrühe. Nur eben die Stimme des vor ihr stehenden Fremden hob sich davon ab.

Janes Blick wanderte weg von den Armen und hinein in das Gesicht des Mannes. Dort erreichte er die Augen.

Seltsame Augen.

Irgendwo leer und tot, aber dennoch von einer grausamen Macht erfüllt oder besessen.

Ja, der war besessen!

Er öffnete den Mund. Noch immer bewegte er die Arme nicht. Nur zwischen den Lippen entstand zunächst ein Spalt, und anschließend formte er sich zu einem Oval.

Eine Zunge füllte es aus.

Aber war eine Zunge schwarz?

Hatte eine Zunge Augen?

Plötzlich schlug ihr Herz schneller. Das Blut pochte unter der Schädeldecke, so daß Jane Kopfschmerzen bekam.

Augen in der Zunge!

Verrückt war das, verrückt! Aber es waren Augen. Silbrige, schmale Ovale, sie sprühten und leuchteten, als hätte jemand Wunderkerzen angezündet. Auf einmal fing der Mann an zu würgen. Das Geräusch ekelte Jane an, weil es sich anhörte wie…

Ihre Gedanken stockten.

Er würgte, aber er würgte auch etwas hervor.

Der Kopf, die Augen - ein Wurm!

Jane stand bewegungslos. Aal, Wurm oder Schlange, es paßte einfach alles und traf haargenau auf dieses Tier zu, das sich bisher im Mund des Mannes versteckt gehalten hatte.

Nun kroch es weiter. Es war böse, es war tödlich, und es wurde von einer nicht menschlichen Kraft angetrieben.

Jane, die ehemalige Hexe, merkte diesen Ansturm sehr deutlich. Noch immer besaß sie einige Hexenkräfte, die allerdings tief in ihrem seelischen Innern verborgen und nicht so einfach abzurufen waren.

Dieses Wissen sagte ihr, daß sie sich urplötzlich in Lebensgefahr befand, daß ein dämonischer Angriff auf sie stattfinden würde und sie sich etwas einfallen lassen mußte.

Der Mann würgte noch immer. Je weiter der Wurm oder Aal aus seinem Mund hervorkroch, um so schlimmer wurden die Geräusche, die er von sich gab. Es hätte Jane Collins nicht gewundert, wenn er im nächsten Augenblick auseinandergeplatzt wäre.

Statt dessen wollte er dieses eklige Ding freibekommen, weg aus seinem Körper schaffen.

Noch hatte Jane Zeit.

Der Mann kämpfte mit sich und den Umständen, während dieser Aal seinen Körper zuckend hin und herschwang, weil er sich mit aller Macht aus seinem Gefängnis befreien wollte.

Beobachtet wurde Jane Collins nicht. Der Dunst hatte seine Decke über den Parkplatz begleitet. Wer als Kunde aus dem Supermarkt kam, wollte so rasch wie möglich zu seinem Auto und wegfahren.

Bisher hatte Janes Interesse nur den Augen gegolten, was sich von einem Moment zum anderen änderte, denn plötzlich öffneten sich an der Spitze die beiden Hälften des schmalen Kopfes. Ein Loch entstand wie der Eingang zu einem schmalen, bösen Tunnel, der aber mit hellen, messerspitzen Zähnen bestückt war.

Wenn dieses Maul zubiß, riß es handgroße Löcher in ihren Körper. Soweit durfte es auf keinen Fall kommen. Noch bestand die Chance, dem Horror zu entgehen.

Jane duckte sich.

Es sah so aus, als würde sie im nächsten Augenblick gegen den Kerl springen. Sie aber riß die Wagentür auf und tauchte blitzartig in ihren roten Golf ein.

Sofort hämmerte sie die Tür wieder zu. Den Schlüssel steckte sie ins Zündschloß, hielt den Kopf dabei nach links gedreht, weil der Kerl wieder einen Schritt vorgegangen war und direkt neben ihrem Wagen stand. Er bückte sich sogar.

Es war ihr kaum bewußt, daß sie die Tür verriegelt hatte. Jedenfalls konnte sie von außen nicht mehr geöffnet werden, was der Mann versuchte, denn er hatte seine graue Hand um den Griff gedreht.

Sein Zerren war vergeblich. Zudem bückte er sich, so daß Jane genau in sein Gesicht schauen konnte, das zu einer dicken, ballonartigen Fratze aufgequollen war.

Mit dem Herauswürgen des Aals hatten auch seine Augen den nötigen Druck bekommen und waren nach vorn geschoben worden, als sollten sie die Höhlen verlassen.

Dann hatte er es geschafft.

Das Wesen flutschte aus seinem Mund.

Er selbst taumelte zurück. Jane sah, daß er sich wie eine tanzende Vogelscheuche bewegte, sogar mit den Armen schlug, um sein Gleichgewicht zu behalten.

Er war für sie uninteressant geworden. Viel wichtiger war das Wurmwesen.

Mit dem Kopf zuerst war es gegen die Scheibe geklatscht. An ihr hingen die Tropfen, die in schmalen Bahnen ausliefen, als sie an dem Glas nach unten geronnen waren.

Jetzt drückte sich das Wesen dagegen. Sein Kopf bekam eine flache Form, die Augen schienen in das Glas hineingepreßt zu werden, aber nicht auf die Augen kam es an, sondern allein auf die Zähne, die sich, zusammen mit den beiden flachen Kiefern bewegten, als würden zwei Sägen aufeinander zugeführt.

Die Zähne wollten das Glas durchbeißen, zerstören, zersplittern, um den Körper in den Wagen zu schaffen.

Jane drehte den Zündschlüssel.

Der Golf sprang bei diesem feuchten Wetter nicht sofort an. Noch eine Drehung.

Die Zähne kratzten über und sie bissen in die Scheibe.

Jane hatte dies kaum für möglich gehalten, aber sie hörte das platzende Geräusch, mit dem das Sicherheitsglas zerbröselte.

Gas!

Fast zu überhastet, aber der Wagen packte es und kam weg. Er sprang vor wie ein Raubtier, das seine Beute reißen will, und die Zähne verschwanden ebenso wie die Silberaugen.

Der Golf sprang noch einmal, jagte hinein in den hellgrauen Dunst, der ihn umfing wie mit zahlreichen Armen.

Jane hatte den Eindruck, als hätten die Reifen den Kontakt mit dem Boden verloren. Sie irrte sich, denn als sie das Lenkrad drehte, hörte sie das leise Kreischen der Pneus, als sie über die rauhe Oberfläche hinwegwischten.

Sie gewann an Tempo, bremste aber ab und schaute nach hinten, wo eigentlich dieser verfluchte Killeraal hätte auf dem Boden liegen müssen.

Möglicherweise lag er auch dort, nur sah sie ihn nicht mehr, weil der Dunst alles verschluckte.

Jane stieß den Atem aus. In den nächsten beiden Sekunden konzentrierte sie sich ganz auf ihre Gestalt und stellte fest, daß sie zum Glück völlig okay war.

Ja, okay…

Aber wie kam diese verdammte Killerschlange in den Mund des Penners? Was bahnte sich da an?

Der Mann erschien vor ihrem Wagen. Dunst umfloß ihn. Da er seine Arme bewegte, sah es aus, als würde er durch den Dunst schwimmen.

Er hatte den Kopf vorgeschoben. Den Hut hatte er verloren. Graues Haar umgab seinen Schädel wie sperriges, dünnes Holz. Zwar stand sein Mund offen, aber kein weiteres Tier klemmte zwischen den Lippen.

Jane hielt auf ihn zu.

Der Kerl blieb stehen!

Jane Collins traute sich einfach nicht, das Tempo zu erhöhen. Sie war keine Killerin, die es darauf ankommen ließ und den Mann einfach

überfuhr.
Aber er ging nicht weg!
»Scheiße!« fluchte Jane und riß das Lenkrad herum. Es geschah im letzten Augenblick, sonst hätte sie den Mann doch noch erwischt. So huschte sie sehr nahe an ihm vorbei, so nahe, daß er es noch schaffte, mit den Fäusten auf das Dach zu hämmern.
Die Schläge wummerten wie Voodoo-Trommeln durch den Wagen, aber mehr tat er nicht, denn er konnte das Fahrzeug nicht aufhalten, das Jane zudem beschleunigte.
Ihre Augen weiteten sich, als von der linken Seite ein anderes Fahrzeug erschien.
Es war größerer, ein Lieferwagen. Zum Glück konnte der andere Fahrer noch rechtzeitig bremsen, und Jane huschte mit ihrem Golf dicht vor der Kühlerschnauze des anderen Fahrzeugs vorbei.
Damit hatte sie auch die Einfahrt des Parkplatzes erreicht, eine breite Schneise, deren Boden mit kleinen Steinen und dünnem Split ausgefüllt worden war.
Geschafft!
Sie war ruhiger geworden, schielte gegen die zerborstene Scheibe, durch die der Wind pfiff.
Sie allein war der Beweis dafür, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Dieser Mann, aus dessen Maul sich ein widerlicher Aal mit mörderischen Zähnen gedrückt hatte, war keine Einbildung gewesen, sondern verflucht echt.
Als sie das Zittern überkam, eine Folge des Schocks, fuhr sie links heran, wo sie eine schmale Parklücke entdeckt hatte. Dort blieb Jane stehen, preßte ihre Hände gegen das Gesicht mit der zittrigen Haut und dachte nach.
Was hatte sie falsch gemacht? Weshalb war sie von dieser schmalen Bestie attackiert worden?
Sie konnte sich selbst keine Antwort geben, denn mit derartigen Kreaturen hatte sie noch nie zu tun gehabt. Da war ein Mensch von einer dermaßen perfiden Art und Weise von einem Dämon besessen, wie es kaum glaubhaft war. Was steckte dahinter?
Ihre Arme sanken nach unten, das Gesicht lag wieder frei, und Jane sah es im Innenspiegel.
Sie entdeckte auch die Blässe auf ihren Zügen und die blassen, blutleeren Lippen.
Was bedeutete der Angriff? Sie konnte nämlich nicht glauben, daß es auf einen Zufall zurückzuführen war. Nein, das bestimmt nicht.
Sie fuhr wieder an.
Immer noch der Meinung, verfolgt zu werden. Es hätte sie nicht gewundert, wenn der Penner plötzlich über ihr gewesen wäre. Aber da lag nur der Himmel, aus dem sich der Dunst wie eine nie abreißende

Fahne in die Tiefe senkte.
Der Angriff war ein Fall gewesen, ein Fall für sie, aber auch ein Fall für John Sinclair…

***

»O ja, das ist stark«, sagte mein Freund nun und nickte dabei, als wir vor dem schmalbrüstigen Haus stehenblieben, das so aussah, als würde es zusammensacken, wenn es nicht durch die Bauten rechts und links noch daran gehindert worden wäre.
»Was ist stark?« fragte ich.
»Das Hotel.« Suko deutete auf die Leuchtschrift, die trübe durch den Dunst schimmerte und über dem Loch des Eingangs einen Halbkreis bildete.
TEL - stand da nur. Die beiden vorderen Buchstaben, das H und das O, waren zersplittert.
Eine Absteige der dritten oder der fünften Klasse, aber hier sollte sich ein Mann aufhalten, der aus New York gekommen war und der uns wahrscheinlich mehr über einen mächtigen Voodoo-Priester namens Lucien Lavalle erzählen konnte, den wir jagten und der uns leider in Dortmund auf der Roman- und Comicbörse entkommen war, wobei er dort Angst, Panik und den Tod hinterlassen hatte.
Lavalle war eine Comicfigur, die tatsächlich existierte. Er hatte es bei seinem Auftritt in Dortmund bewiesen und auch hier in London, wo Suko und ich zum erstenmal seine Spur aufnehmen konnten.
Lavalle, ein hünenhafter Schwarzer aus der Karibik, stand mit finsteren Mächten in Verbindung.
Wen er alles beschworen hatte, wußten wir nicht, aber es waren Dämonen darunter, die aussahen wie Aale und sich in die Körper der Menschen festbissen, um sie zu vernichten. Sie kannten kein Pardon, sie waren grausam, und sie wurden durch ihn, Lavalle, geleitet, der zu den mächtigen und großen Zauberern gehörte, die sich Bocor nannten. Menschen, die einen Weg gefunden hatten, der ihnen das Pandämonium eröffnete, die Urzeit-Dämonen näherbrachte, wie eben diese wurmartigen Geschöpfe mit den Silberaugen, die es dann sogar schafften, sich in Wesen zu verwandeln, die eine gewisse Ähnlichkeit mit kleinen Alligatoren aufwiesen.
Das alles lag hinter uns, wir hatten Dortmund überstanden und dort verletzte Freunde zurückgelassen, aber Lavalle war mir entwischt. Ich hatte ihn im Kellerraum des Dortmunder Goldsaals gestellt, wo er sich in eine Toilettenkabine geflüchtet hatte.
Ich sah das Bild noch genau vor mir.
Dieser dunkelhäutige Riese, der auf dem Boden kniete, die Beine weit auseinandergeschoben und sein Gesicht sowie den nackten Oberkörper mit Schnittwunden übersät hatte, um aus seinem Blut die Vèvès, die

Zeichen, auf den Boden zu malen, die ihm die nötige Kraft gaben, um zu verschwinden.

Es hatte sich vor meinen Augen aufgelöst, war zu einem Rauch geworden, der die Kabine erfüllte.

Ob er sich tatsächlich in London aufhielt, wußten wir nicht. Wir gingen allerdings davon aus, daß sich eine Kreatur, einen anderen Ausdruck gab es für ihn nicht, wie Lavalle an uns rächen wollte. Wir hatten es gewagt, einen Unantastbaren, einen Bocor, zu jagen, und so etwas konnte er einfach nicht hinnehmen.

Und nun hofften wir, Auskunft von einem Menschen zu erhalten, der New York verlassen hatte und nach London geflohen war. Vielleicht, um hier unterzutauchen oder um Kontakt mit Lavalle aufzunehmen, den er schließlich erfunden hatte.

Paradox, im Prinzip, aber nicht, wenn man näher darüber nachdachte, denn eigentlich war Lavalle eine Comicfigur und wurde einmal in einem Buch erwähnt, dessen Seiten allerdings aus irgendeinem Grunde völlig verkohlt waren.

Der Mann, der Lavalle gezeichnet hatte und auch die Texte geschrieben hatte, hieß Jambo.

Ob es ein Pseudonym war, wußten wir nicht. Wenigstens hatten unsere Leute ihn gefunden, weil wir eine Fahndung in New York und gleichzeitig in London nach ihm laufen hatten.

Jambo war nach London geflogen und hatte sich in dieser schmierigen Pension verkrochen.

Von wohnen konnte bei dem stinkenden Bau keine Rede sein. Er lag in einer finsteren Gasse nicht weit von den Krananlagen des Hafens entfernt. Es stank hier nach Fisch, nach Dieselöl und auch nach Teer. An diesem späten Morgen war die Gasse leer. Wer nicht unbedingt mußte, blieb bei dem Wetter im Haus.

Es war dunstig, die Wolken hingen tief, der Wind, der noch in der vergangenen Nacht getobt hatte, war eingeschlafen. Er hatte den Versuch aufgegeben, den Nebel zu lichten, so lag er dann schwer wie ein wolkiges Metall zwischen den Hauswänden.

Hinzu kam der Dampf, der noch aus den Rosten und Kellerfenstern des Nebenbaus stieg. Er roch scharf und sehr feucht. Das waren Reste, die aus einer Wäscherei stammten.

Vier Stufen führten zu einer Eingangstür hoch, die nicht besser aussah als die Treppe. Bei ihr waren die Steine eingetreten, bildeten in der Mitte Kugeln, während von der Tür die Farbe oder der Lack überhaupt nicht mehr zu sehen war. Was da am Holz festklebte, war die Feuchtigkeit, die im Laufe der Zeit einen blassen Schimmelpilz gebildet hatte.

Verschlossen war die Tür nicht, nur angelehnt. Suko drückte sie auf und mußte rasch nach dem Knauf fassen, sonst wäre sie an der

anderen Seite gegen die Wand geprallt.

Wir standen in einem Foyer, das diesen Namen nicht verdiente, denn es war ein grauer, schmutziger Vorraum, der genau den Trübsinn ausstrahlte, der zum Wetter paßte.

Links von uns raschelte etwas.

Hinter der Theke saß eine Person, die wir wegen der hochgehobenen Zeitung nicht sehen konnten, dafür sah die Person uns, durch kleine Löcher im Papier!

Wir traten an den Tresen heran, ohne ihn zu berühren, da er uns beide zu klebrig vorkam.

Suko räusperte sich, aber nichts geschah. Die Person hinter der Zeitung blätterte nicht einmal um.

»Hören Sie…«, sagte ich, aber weiter kam ich nicht, denn eine kratzige Stimme bellte hinter der Zeitung auf. Es war nicht einmal festzustellen, ob sie einem Mann oder einer Frau gehörte.

»Haut ab!«

Der Ton gefiel uns nicht. Ich griff über den Tresen hinweg, bekam die Zeitung an ihrem oberen Rand zu fassen, hielt sie gut fest und zerrte sie in die Höhe.

Die Frau ließ los.

Ja, es war eine Frau, eine alte Vettel, die mit versoffener Stimme gesprochen hatte. Sie trug einen Kittel, auf dem das kleine Blumenmuster verblaßt war. Sie hatte ein flaches Gesicht, kleine, böse Augen, in denen sich die roten Äderchen der Säuferin sehr deutlich abzeichneten.

Die Zeitung flatterte neben ihr zu Boden, und sie verzog die Lippen zu einem Halbmond.

»Wir werden gehen«, sagte ich. »Aber das bestimmen wir.«

Tückisch schaute uns die Vettel an. »Ich will keine Bullen hier in meinem Etablissement haben.«

Gegen meinen Willen mußte ich lachen, weil sie den Begriff Etablissement erwähnt hatte. Diese Wanzenbude mit der Bezeichnung zu versehen, war schon ein starkes Stück.

»Woher wissen Sie, daß wir Polizisten sind?« erkundigte sich Suko freundlich.

»Das rieche ich. Bullen stinken meilenweit gegen den Wind. Dafür habe ich eine Nase.«

»Okay, wir sind vom Yard.«

»Auch das noch.«

Suko beugte sich vor. »Und wir wollen mit einem ihrer Gäste sprechen, Madam.«

»Sie sind alle sauber.«

»Ach, vermieten Sie mit Bad?«

Die Vettel zog nur die Nase hoch, das war ihre einzige Reaktion.

»Hier gibt es keine Killer.«
»Jambo«, sagte ich.
Sie legte eine Hand neben ihr Ohr. »Wie meinten Sie?«
»Wir suchen einen Mann namens Jambo. Er wohnt bei Ihnen, Madam. Das wissen wir.«
»Kann sein.«
»Er hat sich sogar angemeldet.«
Sie hob die wurstigen Schultern. »Selbst schuld, wie ich finde.«
Suko machte es kurz. »Wo finden wir ihn?«
Sie gähnte. Ihre Antwort klang ebenfalls müde. Dann schielte sie zu der alten Stehlampe mit den Spinnweben auf dem Schirm. »Erste Etage. Letztes Zimmer auf der rechten Seite.«
»Danke.« Ich drohte ihr mit dem Zeigefinger. »Und lassen Sie sich nicht einfallen, den Knaben zu warnen.«
Sie grinste säuerlich. »Hier gibt es kein Telefon auf den Zimmern.«
»Wie praktisch.«
Suko war schon vorgegangen. Die Treppe war mit einem grüngrauen, abgetretenen Läufer belegt und wirkte so, als würde sie direkt in einen Schacht hineinführen, denn so schmal war das Treppenhaus. Es gab nicht einmal ein Geländer, nur die Stufen, die rechts und links mit der Wand abschlossen.
In der ersten Etage sah es nicht besser aus. Licht brannte nicht unter der Gangdecke, der düster und schlauchartig in die Tiefe des alten Hauses hineinführte.
Dafür roch es feucht und muffig. Tapeten waren noch vorhanden, aber sie hingen wie lange Zungen von den Wänden.
Irgendwo dudelte ein Radio. Hinter einer Zimmertür schnarchte jemand sehr laut, und wir hielten uns bereits an der rechten Seite, wo Jambo wohnen sollte.
Die Zimmertür hatten wir noch nicht erreicht, als wir stehenblieben. Ein Geräusch hatte uns gestört.
Es paßte nicht hierher.
Ein Würgen und Ächzen.
Und dann der Schrei.
Geboren aus Schmerz und Überraschung.
Uns hielt nichts mehr!

***

Jambo dachte an New York, er dachte an sein Studio über den Dächern von Manhattan. Er dachte an die Künstlerparties, an den Alkohol, an die Droge, an die Frauen, die in diesen Kreisen verkehrten, und an die zahlreichen bisexuellen Typen, wie sie schriller nicht sein konnten.
Das war Jambos Welt, aber nicht dieses beschissene Zimmer hier, in

das man ihn hineingestopft hatte und gegen das er sich nicht hatte wehren können, denn Lavalles Anordnungen waren für ihn Befehle.

Sie beherrschten ihn, sie diktierten sein Leben, denn nur durch Lavalle war Jambo berühmt geworden.

Er hatte mit der Figur des Lucien Lavalle einen Antihelden erschaffen, der jedoch als Held angesehen und gefeiert wurde. Jedenfalls dachten die Käufer so, die nach den bunten Heften gierten. Schon wenige Monate nach dem Erscheinen war die Reihe zu einem Renner auf dem Comicmarkt geworden.

Kaum jemand wußte, daß sie nicht allein Jambos Phantasie entsprang, daß Lavalle tatsächlich lebte und daß es ihm gelungen war, den Kontakt zu den alten Göttern der Erde und der Finsternis zu finden. Er bestimmte, wie die Geschichten weitergingen, gab dem Zeichner praktisch ein großes Expose, das er dann mit Fleisch füllte.

Getroffen hatte Jambo ihn nur einmal, ansonsten benutzten sie das Telefon.

Und jetzt hatte ihn Lavalle in diese Dreckshöhle bestellt. Jambo ekelte sich. Er hatte sich zwar auf das Bett gelegt, aber seine Kleidung nicht abgelegt, selbst seine halbhohen Stiefel hatte er noch anbehalten. Er wollte mit diesem Schmutz nichts zu tun haben und hoffte nur, daß sein großer Meister rasch genug eintraf und mit ihm die neuen Probleme besprach.

Wenn Jambo sich zur Seite drehte und dabei aufrichtete, konnte er sich selbst in dem halbblinden Spiegel sehen, der ihm gegenüber an der Wand hing. Die einstmals blank gewesene Oberfläche war mit Rostflecken übersät, die ihm allerdings noch so viel Platz ließen, daß der Gast sein Elend und vor allen Dingen das des Zimmers sehr gut erkennen konnte.

Jambo gehörte zu den Menschen, die eine weiße Mutter und einen schwarzen Vater gehabt hatten.

Er fühlte sich natürlich als Farbiger und hatte es trotz seiner Hautfarbe geschafft, sich im Dschungel von New York durchzusetzen. Vielleicht deshalb, weil er Künstler war und seine Geschichten Erfolg hatten.

Außerdem galt er in der Szene als bunter Hund. Manchmal verglich man ihn sogar mit Michael Jackson, auch wenn sein Gesicht nicht ganz so ebenmäßig war wie das des alterlos wirkenden Sängers. Auf seiner Haut gab es schon Spuren, die von einem wilden Leben zeugten.

Den langen Dick-Tracy-Mantel hatte er über den einzigen Stuhl geschleudert. Bekleidet war er mit einem blauen Pullover und zahlreichen Ketten und Kettchen, die sich um seinen Hals und auch um die Handgelenke verteilten. In seinem linken Ohr trug er einen Ohrstecker mit einem Glasstein. Modeschmuck.

Seine violette Lederhose saß provozierend eng. Er strich über seine Oberschenkel und dachte daran, daß ihm jetzt eine Frau gutgetan hätte, eine Blondine, mit der er im Halbdunkel seines Zimmers großen Spaß gehabt hätte.

Dafür würde er selbst diese miese Wanzenbude in Kauf nehmen, in der es nicht einmal ein Waschbecken gab.

Auch keinen Schrank. Wer seine Kleidung aufhängen wollte, mußte die Wandhaken benutzen. Und auf ein Fenster mußte er auch verzichten. Es war einmal eines vorhanden gewesen, eine kleine Luke. Leider wohl nicht klein genug, um Zechpreller abzuhalten. Jetzt war das Viereck zugemauert worden.

Scheiß Bude!

Er zündete sich eine Zigarette an, auf daß die Luft zwischen den Wänden noch mieser wurde. Die Asche stäubte er zu Boden, den Stummel würde er in den alten Blechnapf werfen, zu denen, die dort bereits ihren Platz gefunden hatten und sich auf dem flachen Napf verteilten, als wären es helle, abgeschnittene Würmer.

Zielsicher schleuderte er die Kippe hinein und wollte aufstehen, um sich zu bewegen, als er das Geräusch hörte.

Es war da, es war nicht zu überhören, aber es paßte nicht in diese Wanzenbude.

Er atmete tief durch.

Dann stand er auf.

Das Geräusch wiederholte sich. Diesmal sogar lauter, und es hatte sich angehört, als hätte jemand zischend geatmet.

Aber wo?

Auf dem Boden oder unter dem Bett?

Jambo glaubte an die zweite Möglichkeit, nachdem er einen schnellen Rundblick durch das Zimmer geworfen und nichts entdeckt hatte. Also unter dem Bett, wo möglicherweise eine Maus oder eine fette Ratte hockte. Diese kamen ja überall durch, da konnte selbst Beton nichts gegen sie ausrichten, das wußte er aus New York.

Er mochte keine Ratten, obgleich es ihm immer wieder Vergnügen bereitete, sie zu zeichnen, vor allen Dingen dann, wenn sie durch ihre Anwesenheit Menschen in Angst und Schrecken versetzten.

Jambo schielte zur Tür. Er spielte mit dem Gedanken, die Bude zu verlassen, dann aber siegte seine Neugierde. Er ging in die Knie, um unter das Bett zu schauen.

Es reichte bis an die Wand, und dort war es düster, sehr düster. Eine Welt der Schatten, der Dunkelheit, aus der ihm etwas entgegenströmte, das ihm Furcht einjagte.

Jambo schluckte. Die Haut an seinem Nacken zog sich zusammen. Dann hatte er das Gefühl, jemand wäre mit einer stumpfen Messerklinge darüber hinweggefahren.

Der Schweiß brach ihm aus.

Er schüttelte den Kopf. Die Luft dampfte. Sie kam ihm noch schlimmer vor als sonst. Sein Körpergeruch wehte hinein, und der Schweiß schien sich zu einem unsichtbaren Nebel zu verdichten.

Sein Herz schlug schneller als gewöhnlich.

Verdammt, er war kein Angsthase, er kannte die New Yorker Szene, er trieb sich dort herum, wo sich Touristen nicht hintrauten. Wovor fürchtete er sich eigentlich?

War es tatsächlich nur die Dunkelheit unter dem Bett, Nein, nicht sie allein, da kam noch etwas anderes hinzu, das aus dieser Finsternis hinausglitt und ihn berührte.

Kalte Schatten…

Schatten, die lebten, die sich bewegten, obwohl sie eigentlich hätten still liegen müssen.

Woher kam das Geräusch? Wer hatte es verursacht? Wer hockte da zwischen Fußboden und Bettunterteil?

Der Schweiß klebte. Er wischte ihn von seiner Stirn und hatte das Gefühl, Leim auf der Handfläche liegen zu haben. Die Kehle war trocken, er dachte an das Geräusch, und vor seinen Augen teilte sich die Dunkelheit, denn er sah sich plötzlich woanders. In einer anderen Welt, einem anderen Land, einer Wohnung in Manhattan.

Der Zeichentisch, das helle Licht, das gegen ihn strömte, und dann seine Figuren, die entstanden.

Nicht nur Lavalle, diesen irren, dämonischen und beinahe wahnsinnigen Helden, auch andere.

Wesen aus der Tiefe, für menschliche Sinne kaum zu begreifen, aber vorhanden. Wer die Comics las, mußte diese Schreckgestalten für Phantasiegebilde ihres Schöpfers halten, aber das waren sie nicht, sie existierten, nur in anderen Welten. Lucien Lavalle hatte es geschafft, den Zugang zu ihnen zu finden und sie aus dem Pandämonium hervorzuholen. Das machte ihn so gefährlich.

Jambo wußte, daß es diese Gestalten gab. Zu Gesicht bekommen hatte er sie nie, sie wurden ihm nur beschrieben, und er hatte sie nach den Beschreibungen gezeichnet.

Vortrefflich sogar. Dieses Lob stammte nicht aus seinem Mund, sondern aus Lucien Lavalles.

Darunter befanden sich abstrakte Wesen, Schöpfungen einer schon perversen Phantasie. Gewürm, Echsen, andere Tiere, darunter viele Mutationen, über die ein Betrachter nur den Kopf schütteln konnte, aber es gab sie, und sie alle gierten nach Leben und Blut.

Jambo zeichnete sie.

Die Eingebung bekam er durch Lavalle, der auf telepathischem Wege den Kontakt zu ihm fand. Und dann zeichnete er wie besessen; sein Stift flog nur so über das Papier. Da vergingen die Stunden rasch, so

daß er gar nicht merkte, daß er schon einen Tag arbeitete.

Irgendwann sackte Jambo dann erschöpft zusammen. Wenn er die Arbeiten dann am Verlag ablieferte, jubelten die Redakteure und wollten sich gar nicht mehr einkriegen.

Die Hefte waren zu Rennern geworden.

Sechs von ihnen hatte er bisher gezeichnet. Eigentlich hätte er jetzt in seinem Atelier sitzen und arbeiten müssen, statt dessen befand er sich in dieser verfluchten Wanzenbude im Londoner Hafenviertel und starrte gegen die Schattenwand unter dem Bett, wo sich unsichtbar für ihn das Grauen eingenistet hatte.

Mit einer Hand wischte er über seine Augen, weil sie anfingen zu tränen. In seiner Kehle hatte sich ein Kloß festgesetzt, die Angst war wie ein Sirup, der in seine Knochen kroch. Was lauerte dort?

Da sah er die Augen!

Sie sprühten, sie blitzten, sie glotzten ihn gleichzeitig an, und der Schreck durchfuhr Jambo wie eine Nadel.

Er wußte, wer dort lauerte. Er hatte sie selbst gezeichnet und seinen Lesern damit die Angst eingepeitscht.

Es waren die Aale!

Teuflische Gestalten, gnadenlos, die sich durch alles fraßen, was sich ihnen in den Weg stellte, auch durch Menschen, wie er ja immer hatte zeichnen müssen. Da spritzte in seinen Zeichnungen nur so das Blut.

Es gab sie.

Es gab sie ebenso wie Lavalle.

Und jetzt wollten sie ihn!

Warum? Was hatte er ihnen getan? Nichts, denn er hatte nur Befehle ausgeführt, aber ihm wurde klar, daß er sich mit dem Teufel verbündet hatte, und dem zu trauen, was falsch.

Lavalle war dieser Teufel!

Jambo wußte eines. Wer diese Monstren einmal gesehen hatte, für den gab es keine Chance mehr.

Jedenfalls hatte es in seinen Zeichnungen niemand geschafft, ihnen zu entkommen.

Und er würde auch nicht entwischen - oder?

Verdammt, die Tür. Das war die einzige Hoffnung. Er mußte durch die Tür entwischen. Jetzt konnte er sich dazu gratulieren, daß der Raum kaum größere Maße als eine Besenkammer aufwies. Eine Drehung, ein Sprung, dann würde er sie erreicht haben.

Er drehte sich.

Viel zu langsam, aber er wollte diese verfluchten Silberaugen im Blick behalten.

Er stand halb auf, stemmte sich ab - und…

Der Aal war da!

Und er bewegte sich so rasch, daß es ihm nicht gelang, ihn zu

verfolgen. Schneller konnte auch ein Schatten nicht sein, der von einer Stelle zur anderen wanderte.

Dicht vor seinem Gesicht zerstrahlten die Augen. Sie sprühten noch stärkere Funken, als wären sie tatsächlich explodiert. Dann huschte das Wesen dicht über seinen Kopf hinweg, berührte auch die Haare, biß sich tatsächlich fest in dieser Afro-Look-Frisur, um den Mann zur Seite zu schleudern. Er landete rücklings, während durch seinen Kopf ein wahnsinniger Schmerz zuckte, weil das Wesen seine Haare erst losließ, nachdem es den größten Teil aufgerissen hatte.

Er blutete auf dem Kopf, der Schmerz ließ ihn ächzen, aber das war nichts gegen den nächsten.

Ausweichen konnte er nicht. Er hatte sich nur aufgerichtet. Vielleicht wäre bei einer liegenden Haltung die Bestie noch über ihn hinweggehuscht, so aber erwischte sie ihn an der Brust.

Der Aufprall, das heftige Bewegen der Zähne. Hamster konnten nicht schneller sein.

Aber die fraßen sich auch nicht durch Kleidung und sägten in die Haut eines Menschen.

Der Aal hing fest, er peitschte noch sein sich nach hinten verjüngendes Schwanzende, und Jambo glaubte, von glühenden Kohlen zerrissen zu werden.

Schreiend fiel er zurück!

***

Den Schock hatte Jane Collins überwunden, aber nicht die Erinnerung an den Überfall, denn als etwas anderes konnte sie diese Begegnung beim besten Willen nicht bezeichnen.

Sie steuerte den Golf in die schmale Parklücke vor dem Haus der Sarah Goldwyn, stieg aus, schloß die Tür und sah, daß die Horror-Oma an der Haustür erschien.

Auch in Mayfair hatte sich der neblige Dunst ausgebreitet und strömte wie dünne Tuchbahnen über Straßen, Gehsteige und kroch zudem an den Hauswänden hoch.

Jane winkte der Horror-Oma zu.

»Soll ich dir tragen helfen?« rief die zurück.

»Nein, nein, Sarah. Bitte, komm, ich möchte dir etwas zeigen. Man erlebt immer wieder Überraschungen.«

Die Horror-Oma hob die Schultern und löste sich von der Haustür. Für ihr Alter war sie noch sehr rüstig. Jedenfalls hatte sie einige Männer überlebt, sie war mehrfach Witwe und hatte immer ein kleines Vermögen geerbt, das sie zum größten Teil in eine Stiftung gesteckt hatte, die dafür sorgte, daß Kinder eine schulische Ausbildung und später auch einen Arbeitsplatz erhielten.

Sarah hatte einen Kettentick.

Auch jetzt war sie mehr zu hören, als zu sehen, als sie den Dunst durchquerte. Die Ketten bewegten sich hüpfend vor ihrer Brust, klangen gegeneinander, als wären sie dabei zu üben, um später eine bestimmte Melodie spielen zu können.

Jane stand vor dem zerbrochenen Fenster. Die Tüte mit Lebensmitteln hatte sie noch nicht aus dem Fahrzeug geholt. Lady Sarah würde noch nicht sehen können, was mit der Scheibe geschehen war.

Sie nickte Jane zu. »Sag, was geschehen ist und laß mich nicht in der Kühle stehen. Alte Menschen sind empfindlich.«

Die Detektivin mußte lächeln. »Alte Menschen ist gut. Du bist doch alterslos.«

»Na, na, meine Tochter. Keine Komplimente, die nicht stimmen.« Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber Jane war einen Schritt zur Seite getreten, so daß sie direkt gegen den Wagen und auch gegen die Scheibe schauen konnte.

»Nun, was sagst du?«

»Erst einmal nichts«, flüsterte die Horror-Oma. »Aber es hat ja so kommen müssen. Warum sollen ausgerechnet wir verschont bleiben. Das Aufbrechen von Autos ist in London leider nichts Ungewöhnliches. Ist das Radio denn noch da?«

»Sicher.«

Sarah Goldwyn gab sich zufrieden. »Dann ist es ja nur die Scheibe gewesen.«

»Es war kein normaler Einbruch, sondern ein perfekter Überfall, Sarah. Und ich habe verdammt viel Glück gehabt.«

Janes Stimme hatte so ernst geklungen, daß die Horror-Oma aufschaute und sich ihr Blick an Janes Augen festsaugte, in denen kein Lächeln zu sehen war.

»Hast du Angst?«

»Gehabt, Sarah, gehabt.«

»Und vor wem?«

»Ich kenne den Mann nicht. Er ist mir völlig fremd gewesen, aber er hatte sich ausgerechnet mich als Opfer ausgesucht. Er wußte, wer ich war, er forderte den Angriff heraus, er…«

»Langsam, langsam, Jane.« Sarah Goldwyn bewegte beide Hände. »Er hat dich also auf dem Parkplatz des Supermarkts erwischt, nehme ich an. Oder liege ich da falsch?«

»Nein, richtig.«

»Und du kanntest ihn nicht. Er schlug die Scheibe ein, um dich…«

»Nicht er, sondern ein Aal, der aus seinem Mund drang und ein Gebiß zum Fürchten hatte.«

Lady Sarah ging zurück. Für sie war Jane ein anderes Wesen geworden. Mit einem derartigen Blick wie jetzt hatte sie die Detektivin

noch nie zuvor angeschaut.
»Du weißt, was du da gesagt hast?«
»Sicher.«
»Kannst du das im Haus wiederholen?«
Jane verzog die Lippen. »Sogar in allen Einzelheiten.« Sie holte die Tüte mit den Lebensmitteln hervor und sprach davon, daß sie den Wagen später zur Werkstatt fahren wollte, was Lady Sarah nicht mehr hörte, denn sie war bereits durch den Vorgarten auf das Haus zugegangen.
Der kleine Garten zeigte ein frühlingshaftes Bild. Weiß breiteten drei herrliche Pfingstrosen ihre Blätter aus, und in kleinen, extra dafür angelegten Beeten leuchtete eine bunte Blumenpracht.
Mit dem Fuß drückte Jane Collins die Tür zu und stellte die Tüte in der Küche ab, wo Sarah bereits auf sie wartete. »Willst du jetzt reden, oder sollen wir uns bei einer Tasse Tee zusammensetzen?«
»Nein, ich rede jetzt!«
»Dann, bitte.«
Jane nahm auf der Kante eines Stuhls Platz, als würde eine eingeschüchterte Schülerin vor ihrer Lehrerin hocken. Und sie erzählte alles, wobei sie nicht die geringste Kleinigkeit ausließ.
Wenn es sein mußte, dann war Sarah Goldwyn eine gute Zuhörerin. In diesem Fall mußte es so sein, sie unterbrach Jane auch mit keiner Frage, aber ihre Wangen bekamen eine hektische Röte.
»Jetzt weißt du alles, Sarah, und ich schwöre dir, davon ist kein Wort gelogen.«
Die Horror-Oma nickte. Sie trug ein Kleid aus zwei verschiedenen Stoffarben, die schräg aufeinander zuliefen und sich in der Mitte das Rot mit dem Violett vermischte und gleichzeitig noch einen anderen, dazwischen liegenden Farbton bildete.
»Kein Wort gelogen, nichts dazugemacht«, flüsterte sie, »und du hast diese schreckliche Person auch nicht gekannt.«
»So ist es.«
»Aber er kannte dich!«
»Leider.«
»Woher?«
»Keine Ahnung.«
Lady Sarah stand auf und schaute aus dem Fenster in die dünnen Schwaden hinein, die sich über die Straße wälzten und auch den Gehsteig vor ihrem Haus nicht verschonten. »Wenn ich recht darüber nachdenke, mußt du ihm schon irgendwann einmal begegnet sein. Vielleicht hast du es vergessen, Jane.«
»An einen derartigen Typen hätte ich mich erinnert, Sarah, das kannst du mir glauben.«
»Du wirst lachen, das tue ich auch. Da dies alles stimmt, so frage ich

mich, was dann der Grund ist?«

Jane hob die Schultern. »Sagen wir mal so: Ich frage mich allmählich, was da noch alles auf uns zukommt. Was werden wir eigentlich erleben mit diesem verfluchten Horror, der…?«

Lady Sarah fuhr herum. So rasch, daß Jane Collins erschrak und ihren Redefluß, stoppte. »Du mußt John anrufen!«

»Das hatte ich vor.«

»Dann tue es.« Die Horror-Oma deutete auf das tragbare Funktelefon, das in der Küche stand. Sie liebte die technischen Spielereien und war, was dieses Gebiet anging, immer auf dem neusten Stand.

Im Büro meldete sich nur Glenda Perkins, die erklärte, daß John und Suko dienstlich unterwegs waren.

»Kannst du mir sagen, wo?«

»Ist es dringend?«

»Ja und nein.«

»Ach, Jane, sie müßten eigentlich bald zurücksein. Sie wollten nur mit einem Mann reden, der aus New York nach London gekommen ist und hier in irgendeiner Pension wohnt. Soll ich ihm Bescheid sagen, daß er dich zurückruft?«

»Das wäre nett.«

»Okay, mach' ich. Und sonst?«

Glenda hatte Zeit für eine kleine Plauderei, aber Jane war nicht danach zumute, was Glenda auch verstand. Mit hochgezogenen Schultern stand die Detektivin vor Sarah Goldwyn. »Nichts zu machen, Sarah. John kommt später zurück.« Sie warf einen Blick auf die Uhr. »Ich werde mal zur Werkstatt fahren und mir eine neue Scheibe einsetzen lassen. Die haben für derartige Fälle sicherlich einen Notdienst.«

Sarah nickte. »Tu das, aber gib acht, daß dir nicht wieder derartig gefährliche Vogelscheuchen über den Weg laufen.«

»Keine Sorge, diesmal nicht.« Jane ging in die Diele und holte den Mantel vom Haken. Mit ihm über dem Arm trat sie hinaus in den Dunst, beobachtet von Sarah Goldwyn, die abermals in der offenen Tür stand, einem Lieblingsplatz von ihr. Auf ihrer Stirn hatten sich Sorgenfalten ausgebreitet, die auch dann nicht verschwanden, als der dünne Dunst Wagen und Fahrerin verschluckt hatte.

Die Falten waren auch berechtigt, denn Lady Sarah ahnte nicht, daß im Nebel jemand lauerte, der das Haus aus einer für ihn sicheren Entfernung sehr genau beobachtete.

Sie schloß die Tür hinter sich und verspürte keine Lust mehr, nach oben zu gehen und sich den Rest des Films anzuschauen. Der Streifen lief ihr nicht weg, sie wollte auf Jane Collins warten, lange konnte es ja nicht mehr dauern.

Sarah Goldwyn fühlte sich nicht sehr wohl. Es mußte am Wetter

liegen, das vielen Menschen aufs Gemüt drückte. Mai und viel Regen, tiefe Wolken, ein manchmal kalter Wind, dann wieder wurde es zu drückend, fast schwül, und die Wolken bewegten sich, um aus dem Himmel in die Straßenschluchten zu fallen.

Es war ein Wetter für Kopfschmerzen, und die quälten auch die Horror-Oma. In der Küche löste sie eine Sprudeltablette in Wasser auf, leerte das Glas und hoffte, daß der Druck aus ihrem Kopf verschwand.

Mit einem sehr nachdenklichen Ausdruck auf dem Gesicht schlug sie den Weg in ihren Wohnraum ein. Diese Nachdenklichkeit übertrug sich auch auf ihre Schritte, die sie sehr langsam und vorsichtig setzte. Es blieb ihr einfach nichts anderes übrig, als über den seltsamen Vorfall nachzudenken.

Zufall?

Bestimmt nicht. Wie sich der Penner Janes Erzählungen nach verhalten hatte, deutete da nichts auf einen Zufall hin. Das war eindeutig ein gezielter Angriff gewesen. Der hatte genau gewußt, wen er da vor sich hatte, und er war bereit gewesen, Jane Collins zu töten.

Ja, zu töten…

Sie schüttelte den Kopf. Über ihren Rücken floß eine Gänsehaut. So etwas konnte sie kaum fassen.

Sie gab zu, daß Jane durch ihre Vergangenheit und auch durch ihren Job schon des öfteren in Lebensgefahr geschwebt hatte. Es existierten auch Feinde, und gerade die Nähe John Sinclairs und Sukos wühlte dies alles wieder auf, da wurde eine schreckliche Vergangenheit lebendig, aber damit hatten sich beide Frauen eigentlich abgefunden. Das war auch nicht das Thema.

Ihr ging es um den Mann.

Um diesen Stromer, den Stadtstreicher, diesen Unbekannten, den weder Jane noch sie kannten.

Wer war er? Wo kam er her? Und welches Motiv hatte er gehabt, Jane auf diese Art und Weise töten zu wollen, indem eine Schlange aus seinem Mund huschte?

Darum ging es letztendlich, und sie konnte sich auch nicht vorstellen, daß er aus eigenem Antrieb gehandelt hatte. Da mußte einfach mehr dahinterstecken.

Der Penner war geschickt worden. Irgend jemand zog im Hintergrund die Fäden, eine geheimnisvolle Persönlichkeit, die einen bestimmten Plan verfolgte.

Lady Sarah dachte darüber nach, ob sie die Person kannte oder nicht. Es war eigentlich sinnlos, darüber zu spekulieren. Solange sie keine Anhaltspunkte besaß, würde sie nie zu einem Ergebnis kommen. Nur hatte dieser Vorgang wieder einmal bewiesen, wie trügerisch doch eine Sicherheit war. Man konnte sie als ein dünnes Band ansehen, das jeden Augenblick durch eine äußere Kraft zerrissen wurde.

Natürlich konnte dieser Vorgang auch mit ihrem Verhältnis zu John Sinclair zusammenhängen.

Möglicherweise sollte er indirekt getroffen werden durch eine Art Rachetour. Dazu hätte man ihn aber erst befragen müssen, an welchen Fällen er zuletzt gearbeitet und ob sich da etwas aufgebaut hatte.

Sie drehte sich um. Zwei Fenster besaß der Raum. Sie gingen zum Hof hin, der in den letzten Jahren teilweise neu gestaltet worden war. Gärtner hatten sich mit dem Gelände beschäftigt und eine kleine Idylle geschaffen.

Die kleinen Grünanlagen und Beete harmonierten wunderbar miteinander. Einige waren im Schatten der frisch gepflanzten Bäume angelegt worden, die auf kleinen Inseln standen und im Laufe der Zeit ein so starkes Geäst entwickelt hatten, daß sie hin und wieder beschnitten werden mußten. Als Ruhezonen verteilten sich Bänke, die grün und auch weiß lackiert waren. Dieser Hof wurde im Sommer gern benutzt. Da feierte die Nachbarschaft hin und wieder kleine Feste. Man traf sich, man redete, war fröhlich zusammen und verstand sich gut.

Ein Maifest hatte auch stattfinden sollen, das aber war witterungsbedingt ausgefallen.

Auch jetzt hatte sich der Dunst in den Hof hineingedrückt. Die Schleier drehten sich zu Wolken zusammen und bewegten sich lautlos über die Fläche hinweg.

Alles war düster, drohend, und Lady Sarah schüttelte sich, als sie nach draußen schaute. Der Wetterbericht hatte kaum Besserung versprochen, wenigstens nicht in den nächsten Tagen.

Im Haus war es still, bis auf die üblichen Geräusche, die immer vorhanden waren.

Hin und wieder arbeitete das Holz. Da knackte es, da erklang mal ein leises Ächzen, aber diese Laute waren so normal, daß sich Lady Sarah darum nicht kümmerte.

Sie schaute in den Raum hinein, und ihr Blick streifte auch das Telefon. Wieder dachte sie an John Sinclair. Jane hatte ihn vorhin nicht erreicht, ob sie es mal versuchen sollte?

Wahrscheinlich machte sie damit nur die Pferde scheu, und deshalb ließ sie es bleiben.

Die Einrichtung des Zimmers paßte zu ihr. Möbel, die schon als Antiquitäten gehandelt wurden, standen so verteilt, daß das Zimmer nicht überladen wirkte.

Auch die kleinen gestickten Decken paßten dazu, ohne daß es kitschig wirkte. Hinzu kamen die Vorhänge, aus schwerem Stoff genäht, aber trotzdem hell und freundlich, damit der Bewohner keine Platzangst bekam. Lady Sarah fühlte sich hier wohl. Sie hatte nie das Gefühl, eingekerkert zu sein, das konnte möglicherweise auch an der

hohen Decke liegen, die den Raum schmückte. Eine Stuckdecke in einem sehr hellen Weiß und mit Leisten abgetrennt. Sarah wußte selbst nicht, weshalb sie sich zwischen ihren eigenen Wänden so genau umschaute, als wäre es das letzte Mal, daß sie das Zimmer betreten hätte.

Wie bei einem Abschied für immer…

Unsinn, schalt sie sich selbst eine Närrin. Du bist einfach verrückt! Wie kannst du nur…?

Ihre Gedanken stockten.

Sie hatte etwas gesehen!

Ein Gesicht? Dicht hinter der Scheibe des von ihr aus links liegenden Fensters.

Ein fremdes Gesicht, bärtig, einen Kopf mit struppigen, grauen Haaren, etwas Furchtbares im Blick.

Der Fremde, der Jane überfallen hatte!

Sie war sich sicher, daß es nur dieser Mann sein konnte, denn Jane hatte ihn ihr genau beschrieben.

So hatte er ausgesehen, so schrecklich, so anders.

Und der starrte in den Raum.

Er traf auch keine Anstalten zu verschwinden, als Sarah Goldwyn ihm entgegenschaute. Er blieb auf dem Kopf, preßte sein Gesicht gegen die Scheibe, öffnete sogar den Mund, so daß sich die Lippen zu einem regelrechten Klumpen verformten und einen ihr widerlich vorkommenden nassen Fleck hinterließen.

Sie zuckte zurück. Das Gesicht bewegte sich außen an der Scheibe entlang. Dabei wurde es zu einer zerdrückten Masse, die Sarah vorkam wie zerquetschtes Obst, das an der Scheibe vorbeischmierte.

Dann war es weg!

Sarah stieß zischend den Atem aus. Himmel, das war ein Schreck gewesen! Sie spürte genau, wie ihr Herz schneller als normal klopfte, denn damit hatte sie nicht gerechnet. Es bewies ihr gleichzeitig, daß Jane sich nichts eingebildet hatte.

Sie war angegriffen worden.

Und jetzt hatte der Angreifer sogar den Weg zu ihrem Wohnsitz gefunden. Er ließ nicht locker.

Fragen stürmten auf Sarah Goldwyn ein, doch es war ihr unmöglich, sie zu beantworten.

Immer wieder wurde ihr Blick wie magisch von diesem einen Fenster angezogen. Da mußte etwas sein, da hatte das Grauen Gestalt angenommen und war plötzlich wieder verschwunden.

Einfach weg…

Aber es war noch da, auch wenn es sich nicht mehr zeigte. Er mußte noch in der Nähe lauern, wenn auch nicht sichtbar. Der Hof bot genügend Deckungsmöglichkeiten. Da konnte sich der Unbekannte

hinter den Bäumen verstecken oder sich auch hinter Büschen zusammenkauern, lief jedoch Gefahr, entdeckt zu werden, trotz des Dunstes, der immer noch einen Teil Sicht zuließ.

Sie ging zum Fenster.

Lady Sarah zählte sich nicht gerade zu den überängstlichen Personen. Dazu bin ich einfach zu alt, sagte sie sich, das Leben habe ich praktisch hinter mir. Wie auch zahlreiche lebensgefährliche Situationen, in die sie sich immer hineinmanövriert hatte.

An diesem Tag war es anders. Da merkte sie, daß sich etwas zusammenbraute, daß sie in den Klauen eines Unsichtbaren steckte, der seine Fänge über ihr ausgebreitet hatte.

Sie stand vor dem Fenster, hinter dessen Scheibe sie das Gesicht gesehen hatte.

Zurück war ein Rest geblieben. Eine sichtbare Spur außen an der Scheibe, als hätte irgend jemand dagegen gespuckt. Eine widerliche Schleimspur, grau und gelb wie Auswurf.

Sie ekelte sich davor.

Weshalb hatte dieser. Penner das getan? Wollte er ihr die Todesfurcht einjagen?

Sie trat wieder zurück, drehte sich dabei und spürte den leichten Schwindelanfall.

Dieses verfluchte Wetter schlug sich auch auf den Kreislauf nieder. Viele Menschen litten darunter, sogar jüngere, und sie hatten das Gefühl, nicht mehr zu gehen, sondern nur durch die Welt zu schweben.

Sarah faßte sich an den Kopf und ärgerte sich darüber. Ausgerechnet an diesem Tag war es geschehen, ausgerechnet…

Sie ging durch das Zimmer. Jane war nicht da. Der andere hatte den Zeitpunkt gut gewählt.

Und wo steckte er jetzt?

Vielleicht an der Tür? Lauerte er auf eine Chance, ins Haus zu gelangen, oder war er schon drin?

Es war seltsam, für sie kaum zu fassen, aber dieser Unperson traute sie plötzlich alles zu.

Sarah Goldwyn überlegte. Ihr Haus gehörte zu denen, die auch einen Keller besaßen. Das war nicht bei allen Gebäuden der Fall, aber sie brauchte ihn einfach.

Man konnte ihn von innen und von außen betreten. Es gab da eine Treppe, die vom Hof her zur Kellertür führte. Zwar war sie verschlossen, einem Profi-Einbrecher stellte sie jedoch kaum ein Hindernis entgegen.

Lady Sarah schluckte. Auf ihrer Stirn hatte sich der Schweiß gesammelt. Möglichst leise betrat sie den Flur, von wo auch die Treppe nach unten führte.

Sie lauschte…

Nichts drang ihr aus der Tiefe entgegen. Alles war still. Kein Knacken, kein Schaben, gar nichts…

Ruhe… Plötzlich fühlte sie sich im eigenen Haus wie eingeschlossen. Etwas lag in der Luft, eine Gefahr, die sie nicht unterschätzen durfte. Sie hatte den Mann gesehen, sein Gesicht war überdeutlich hinter der Scheibe gewesen, auch wenn er es dagegen gepreßt hatte.

Mit langsamen und auch sehr kleinen Schritten ging sie so weit vor, bis sie das Ende oder den Anfang der Treppe erreicht hatte. Von dort aus schaute sie in die Tiefe.

Nichts war zu sehen.

Zwar hatte sie die Tür zum Keller geöffnet, aber das Flurlicht reichte nicht aus, um die Menge der Stufen zu beleuchten. Es verlor sich irgendwo auf halber Strecke…

Sie atmete durch die Nase. Es wäre ihr ein Leichtes gewesen, zum Schalter zu greifen. Licht bedeutete Sehen, Beruhigung und auch Sicherheit.

So jedenfalls dachte sie…

Verdammt, warum fiel es ihr so schwer, den Arm zu heben und nach dem Schalter zu fassen? Es kostete sie Überwindung, dann hatte sie ihn gefunden, berührte und kippte ihn.

Nichts geschah!

Sie begriff zuerst nicht, weil sich ihre Gedanken einfach überschlugen und sie diese nicht in die korrekte Reihenfolge hineinbringen konnte. Warum nicht? Jemand hatte es ausgeschaltet, hatte an der Sicherung manipuliert, hatte vielleicht die Birne aus der Fassung gedreht.

Von unten aus gesehen, stand sie wie eine mächtige Schattengestalt am Ende der Treppe. Aber Sarah fühlte sich nicht mächtig, sie fühlte sich eher klein, elend und verwundbar.

Sie wußte, daß sich etwas in ihrem Keller verändert hätte, daß dort jemand lauerte, daß es ein Fremder geschafft hatte, in ihren Lebenskreis einzudringen.

Nur sah sie nichts.

Nur das geheimnisvolle Dunkel, das sich zwischen den Wänden zusammenballte. Und die Bewegung!

Ein Schatten - schnell, huschend und einen Zickzackkurs einschlagend. Er war da, er war nicht zu identifizieren, aber er war nicht dunkler als die dort liegende Düsternis.

Er besaß Augen.

Urplötzlich konnte sie diese erkennen. Sie rissen Löcher in die Finsternis des Kellers, sie schufen kleine, silbrig sprühende Inseln, sie blitzten.

Aber das war kein Mensch, das war…

Lady Sarah stöhnte auf.
Sie wußte es nicht.
Sie wußte nur, daß sie von einer Sekunde zur anderen in höchster Gefahr schwebte…

***

Suko rammte die Zimmertür vehement nach innen und huschte zur Seite, um mir freie Bahn zu verschaffen.
Ich hatte meine Waffe gezogen. Geduckt jagte ich in den Raum hinein, die Nerven zum Zerreißen gespannt, weil ich einen Angriff erwartete und dabei darauf gefaßt war, das Schlimmste zu erleben, denn ich kannte Lucien Lavalle nur zu gut.
Der Schrei wiederholte sich.
Diesmal noch schlimmer, noch greller. Ausgestoßen hatte ihn das Zerrbild eines Menschen, der auf dem Rücken lag und um sein Leben kämpfte, denn einer dieser verfluchten Killeraale hatte sich in seiner Brust festgebissen.
Der Mann mußte Jambo sein. Es war ihm gelungen, seine Finger um den Aalkörper zu klammern, und er versuchte, das böse Etwas von seinem Körper wegzureißen: Das gelang ihm nicht.
Ich wollte schießen, bekam von Suko einen Schulterstoß, der mich aus der Richtung schleuderte.
Mein Freund wollte die Sache übernehmen, denn er hatte die Peitsche. Die Bestie mit ihr anzugreifen, war möglicherweise sicherer, denn eine Kugel hätte zu leicht Jambo treffen können.
Suko hatte den Kreis bereits geschlagen, die drei Riemen hingen aus der Öffnung.
Er schlug zu. Schräg nach unten, denn er wollte auf Nummer Sicher gehen.
Treffer!
Auch die Arme des Zeichners wurden erwischt. Es war nichts im Vergleich zu dem, was er durchmachte. Er schrie nicht mehr, aus seinem Mund drangen leise, aber schreckliche Laute.
Der Aal bäumte sich auf. Plötzlich mußte er sein Opfer loslassen. Der Kopf mit dem Killermaul schnellte hoch, die Zähne schimmerten wie kleine Messer.
Dann zerplatzte er. Das Maul steckte nicht mehr in seinem Körper.
Suko trat die verkohlten Reste der Bestie weg. Dabei schaute er mich an.
Ich nickte ihm zu.
»Verdammt, John, das war…«
Ich winkte ab und ließ mich auf die Knie fallen. Jambo war ein Halbblut. Die Wunde in seiner Brust war schon verflucht tief, sie blutete sehr stark, aber auch auf seinem Kopf sah ich eine blutende

Stelle, dort hatte die schmale Bestie Haare aus dem Verbund gerissen.

Suko hatte den Raum verlassen und war nach unten gelaufen, um von dort den Notarzt zu alarmieren. Ich blieb bei Jambo. Vielleicht war er noch in der Lage zu reden.

Er stöhnte leise, hielt die Augen aber offen und schaute mir ins Gesicht.

»Können Sie mich hören?« flüsterte ich.

»Was… wer…?«

»Bitte, Jambo. Der Arzt wird gleich hier eintreffen. Sie kommen in ein Krankenhaus, sie werden gerettet, aber Sie wissen auch, wem Sie das zu verdanken haben.«

»Lavalle.«

»Richtig.«

»Warum sind Sie hier in London gewesen, Jambo?«

»Gerufen…«

»Und weiter?«

»Ich… ich weiß es nicht. Sollte hier warten. Er würde kommen, aber er wollte mich töten.«

»Ja, das stimmt«, bestätigte ich. »Doch auch Lavalle tötet nicht grundlos. Welches Motiv könnte denn dahinterstecken? Was haben Sie ihm getan, daß er Sie vernichten will?«

»Nichts.«

»Doch. Er kann nicht…«

»Ich habe nur nach seinen Befehlen gehandelt. Er gab mir die Geschichten als Raster, ich… ich füllte sie mit Blut.« Jambo hüstelte leicht, und dabei verzerrte sich sein Gesicht. Ich war nur froh, daß kein Blut über die Lippen quoll. Demnach war die Lunge nicht verletzt worden, auch wenn der Atem nur röchelnd ging.

Hoffentlich schaffte es der Arzt, das Leben des Verletzten zu retten. Ich strich Schweiß von seiner Stirn. Er verlangte nach etwas Trinkbaren, das ich ihm verweigerte, da ich nicht wußte, wie stark seine inneren Organe angegriffen waren.

Seine Handflächen waren blutig. Die Arme lagen neben seinem Körper, er hatte die Finger gekrümmt und versuchte nun, die Spitzen in den Teppich festzukrallen, was ihm aber nicht gelang.

Er weinte und stöhnte zugleich. Ich hatte nicht mitbekommen, daß Suko wieder zurückgekehrt war.

Erst als ich seine Stimme hörte, schaute ich auf.

»Der Arzt ist unterwegs.«

»Okay.«

Er deutete nach draußen. »Ich halte mal den Flur von Gaffern frei.«

Auch damit war ich einverstanden. So konnte ich mich weiterhin um Jambo kümmern.

»War sonst nichts? Bitte, überlegen Sie. Ich bin gekommen, um

Lavalle zu vernichten. Es darf nicht sein, daß ihm und seiner Magie noch mehr Menschen zum Opfer fallen.«

»Nein, nein. Der Comic… er wollte ihn plötzlich nicht mehr. Er hat von unwürdigen Personen gesprochen, die ihn in die Hände bekommen. Er wollte Schluß machen, er will die… die Spuren verwischen und irgendwann von vorn anfangen. Er hat sich zu einer Rachetour entschlossen, das… das weiß ich.«

»Er ist in London.«

»Ja.«

»Wo, Jambo? Wo kann ich ihn finden? Wo hält er sich auf? Wo versteckt er sich?«

»In der Stadt…«

»Die ist groß…«

»Ich weiß nicht… sein Haus…«

»Das glaube ich kaum. Hat er noch Ausweichquartiere?« Ich dachte daran, daß wir in dem Haus an der Themse das transzendale Tor ins Pandämonium geschlossen hatten, was aber nicht besagte, daß nicht noch andere offenstanden.

Er überlegte, aber die Schmerzen waren zu stark. Sie kamen wie Wellen auf ihn zu. Das saubere Taschentuch, das ich ihm auf eine Wunde gepreßt hatte, war inzwischen blutgetränkt.

»Können Sie noch nachdenken, Jambo?«

»Nein, ich…«

»Gibt es keine Spuren?«

»Ich weiß nicht…«

»Einen Kontaktmann? Jemand, den er vielleicht kennt? Der ihm hier in London hilft?«

»Er ist ein Einzelgänger. Er verbreitet Angst. Keiner kann ihm trauen. Meine… meine Geschichten sind nicht übertrieben. Er hat die Botschaft des Pandämoniums, der finsteren Urzeitgötter, in diese Welt bringen wollen, er wird es immer wieder versuchen, denn er ist ein *Bocor*, ein mächtiger Schwarzer Priester…«

Tritte polterten die Treppe hoch. Ich schaute zur Tür. Sehr schnell erschienen dort die Männer in den weißen Kitteln, und ich machte Platz. Im Gesicht des Arztes regte sich nichts, als er die Wunde einer ersten Kontrolle unterzog. Dann aber gab er seine Anordnungen. Sie waren knapp und präzise.

Ich zeigte ihm zwischendurch meinen Ausweis. Er merkte sich meinen Namen wegen irgendwelcher Rückfragen. Wichtig war zunächst der Verletzte, der bereits auf der Trage lag und an den Tropf angeschlossen worden war. Einer der Helfer hielt die Flasche mit der Nährlösung in der Hand.

»Hat er Chancen?« erkundigte ich mich, bevor die Mannschaft das Zimmer verließ.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn sein Allgemeinzustand okay ist, dann schon.«

»Gut, Doc, danke.«

Der Arzt nickte mir zu, dann war er verschwunden. Zurück blieben Suko und ich.

Meinem Freund brannten die Fragen auf der Zunge, die er auch stellte. »Du warst mit ihm allein, John. Hast du etwas herausgefunden? Hat er dir mehr sagen können?«

»Kaum.« Ich hob die Schultern und schaute zu Boden, wo noch schwarze Aschenreste der Bestie klebten. »Er geht davon aus, daß Lavalle hier in London ein zweites Versteck unterhält.«

»Und wo?«

»Weiß er nicht.«

»Es heißt, wir müssen es finden.«

»Richtig.«

Suko holte durch die Nase Luft. »Soll ich den Vergleich mit der Stecknadel im Heuhaufen benutzen?«

»Nein, lieber nicht. Uns bleibt eigentlich nur die Möglichkeit, uns in der Szene umzuhören. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß aus diesen Kreisen ein Hinweis eingegangen ist. Und ich glaube auch nicht, daß die Zuwanderer aus den karibischen Staaten alle auf seiner Seite stehen. Viele werden von ihm wissen, sie werden auch Furcht vor ihm haben. Vielleicht finden wir da etwas.«

Suko nickte, aber es sah nicht überzeugend aus. Er kam wieder auf den Killeraal zu sprechen. »Mich würde interessieren, wie viele dieser Bestien noch frei herumirren und darauf warten, Menschen zerbeißen zu können. Das wäre…«

»Frag. Lavalle.«

»Witzbold. Hast du dir einmal darüber Gedanken gemacht, wo sie eigentlich herkommen?«

Ich runzelte die Stirn. »Wie meinst du das?«

»Ganz einfach. Die… die sind doch nicht aus der Luft entstanden. Plötzlich sind sie da. Und sie müssen einen Weg gefunden haben, um ihr Ziel zu erreichen.«

»Ja, das ist möglich.«

»Transport durch Magie.« Es sollte spöttisch klingen, aber Suko hatte es ernst gemeint.

Mir gefiel es auch nicht. Nur half es uns nicht weiter, wenn wir redeten und lamentierten. Wir mußten am Ball bleiben, dorthin gehen, wo die Menschen aus Mittelamerika und der Karibik praktisch zusammen wie in einem Ghetto lebten und dort herausfinden, ob etwas über Lavalle bekannt war und ob man überhaupt mit uns über ihn sprechen wollte. Zuvor jedoch wollte ich im Büro Bescheid geben und mich dort gewissermaßen abmelden.

Wir telefonierten von der schmutzigen Halle aus. Die alte Vettel hockte noch hinter der Theke und trank Gin aus der Flasche. Wie Wasser gluckerte das Zeug in ihre Kehle.

Als sie uns sah, ließ sie die Flasche sinken, um uns anzusprechen. Ich gab ihr erst gar nicht die Chance. »Das Telefon bitte«, sagte ich mit harter Stimme.

Sie drehte sich, nahm den Apparat von einem Bord und stellte ihn auf den Tresen.

Der Hörer war so schmutzig, daß ich ihn am liebsten nur mit Handschuhen angefaßt hätte. Aber an meinen Händen klebte auch noch das Blut des Verletzten. Ich bekam Glenda an die Strippe.

Bevor ich etwas sagen konnte, erklärte sie mir, daß Jane Collins angerufen hatte.

»Was wollte sie?«

»Dich sprechen.«

»Sonst nichts?«

Ihre Stimme klang kokett. »Vielleicht auch noch mehr - wer weiß das schon…«

»Laß die Scherze, Glenda, ich bin nicht in der Stimmung. Hatte Jane Probleme?«

»Das weiß ich nicht genau. Ihre Stimme hörte sich eigentlich normal an, obgleich sie den ernsten Unterton eigentlich nicht unterdrücken konnte. Kann sein, daß sie Probleme gehabt hat.«

»Gut, Glenda, lassen wir das zunächst.« In der folgenden Minute erklärte ich ihr, was Suko und ich vorhatten.

»Kann man euch denn erreichen?«

»Nein, bestimmt nicht direkt. Sollten wir uns nicht melden, weißt du wenigstens, wo du suchen mußt.«

»Okay. Ach ja, John, da ist noch etwas. Wenn ich genauer darüber nachdenke, schien Jane doch Probleme zu haben. Sie nahm sich nicht einmal die Zeit für eine kleine Plauderei, was mir wiederum beweist, daß sie in einer Klemme steckt.«

»Ich werde mit ihr reden.«

»Ja, tu das, bis später dann.«

Auch ich legte auf. Die Vettel hatte große Ohren bekommen, sie wollte hören, über was wir sprachen, ich aber zog Suko nach draußen, wo wir die feuchte Luft einatmeten, die viel besser und reiner war als die in der Absteige.

»Du hast ziemlich lange mit Glenda gesprochen. Gab es Probleme?«

»Nicht bei ihr. Jane rief an.«

»Und?«

Ich schaute in den Dunst und berichtete Suko. Er nahm die Worte nicht auf die leichte Schulter und dachte ebenfalls an gewisse Probleme, die dort entstanden waren.

»Ruf Jane an.«
»Das hatte ich auch vor.«
Wir gingen zu unserem Rover, der auf dem Gehsteig parkte. Jemand hatte vor Wut gegen die Beifahrertür getreten und eine Beule hinterlassen. Sonst war mit dem Fahrzeug nichts geschehen.
Ich wählte, hörte das Freizeichen, aber es kam niemand, um abzuheben. Ich wiederholte den Versuch nach einer Weile und erntete den gleichen Mißerfolg.
Suko schaute mich sehr nachdenklich und auch etwas sorgenvoll an. »Was sagt dein Gefühl, Alter?«
»Nichts Gutes.«
»Lavalle?«
Ich runzelte die Stirn. »Wie kommst du ausgerechnet auf ihn und dann noch im Zusammenhang mit Jane.«
»Hast du nicht von einer Rachetour gesprochen, die der Verletzte erwähnte?«
Mein Nicken fiel sehr langsam und nachdenklich aus. »Und du meinst, daß Lavalle sich so weit umgesehen hat, daß er…?«
»Ich meine nichts, finde aber, daß wir Jane nicht vergessen sollten, trotz Lavalle.«
»Das stimmt.«
»Teilen wir uns die Aufgabe? Einer fährt zu Jane, der andere sucht bei den Caribeans nach.«
»Wer fährt wohin?«
Wir losten.
Suko mußte den Weg zu Jane und Lady Goldwyn einschlagen. Er war auch bereit, sich ein Taxi zu nehmen.
Ich aber rollte in eine andere Richtung. Es gefiel mir nicht, allein zu sein. Immer wieder dachte ich an Dortmund und die Szene im Goldsaal, wo ich Lavalle zum erstenmal gesehen hatte.
Das war grauenhaft gewesen.
Allein seine Gestalt strömte etwas aus, daß einem Beobachter die tiefe Angst einjagen konnte.
Selbst ich machte da keine Ausnahme…

***

Was hockte da auf der Treppe?
War es ein Tier, nur ein Schatten, eine Einbildung? Vielleicht zwei sprühende Augen in der Finsternis? Oder ein Vogel, der aus irgendeinem Grund sich im Keller verirrt hatte und nun den Weg nach draußen suchte?
An die letzte Möglichkeit wollte Sarah Goldwyn nicht glauben. Denn der Vogel hätte sehr schnell den Weg über die Treppe nach oben gefunden. Dieses widerliche- Wesen aber blieb hocken und machte

den Eindruck, als wollte es Sarah belauern.
Auf was lauerte es?
Die Horror-Oma hatte einen dicken Kloß im Hals. Er erschwerte das Atmen, und er schien auf ihr Herz zu drücken.
Zudem fühlte sie sich so einsam, so verflucht allein in diesem großen Haus.
Was lauerte dort?
Sie bildete es sich nicht ein. Diese sprühenden Augen waren vorhanden, ebenfalls die Schatten, die sie umgaben. So dicht, so drückend und zusammengepreßt.
Es konnte ein Gruß aus der Hölle sein, den ein Dämon geschickt hatte. Irgendwo war ein Tor geöffnet worden, um das Grauen zu entlassen, das sich in die Welt der Menschen vorgewagt hatte.
Das Atmen fiel ihr schwer. Plötzlich bewegten sich die ersten Stufen, aber nicht sie waren es, die auf- und niederschwangen, sondern Sarah Goldwyn selbst, die abermals Schwierigkeiten mit dem Kreislauf bekommen hatte und sich sicherheitshalber an der Wand abstützte. Als sie die Hand wegzog, blieb ein feuchter Abdruck zurück, der genau die Umrisse der Hand nachzeichnete.
Das Etwas bewegte sich.
Die Augen, zuckten zuerst nach rechts, dann nach links, und plötzlich sprang es hoch bis auf die nächste Stufe, wo es für einen Moment hockenblieb.
Sarah wußte, daß dieses Wesen mit ihr spielte, daß es dafür sorgte, die Angst noch tiefer zu drücken.
Das Haus war zu einer Falle geworden, die der draußen an den Mauern vorbeifließende Dunst noch stärker zudrückte, so daß ihr allmählich die Luft genommen wurde.
Der Tod im eigenen Haus!
Zum erstenmal waren ihr die Gedanken gekommen. Und das hing nicht nur mit dieser unidentifizierbaren Schattengestalt zusammen unten, auf der Treppe, es lag auch an dem Fremden, der so plötzlich erschienen war und durch die Scheibe geglotzt hatte.
Beide gehörten zusammen. Es gab für Sarah keine andere Möglichkeit. Die mußten sich gefunden haben.
Das Wesen huschte höher. Sehr schnell, lautlos und wieder mit silbrig funkelnden Augen, - in die sich das kalte Mondlicht gemischt hatte. Ein Licht ohne Wärme, ohne Gefühl, nur einfach dafür da, um das Grauen abzustrahlen.
Sie ging zurück.
Erst als sie die nächsten Schritte getan hatte, fiel ihr etwas ein, was sie unternehmen konnte, um sich zu retten. Sie mußte einfach die Kellertür zuhämmern, dann war die Sache überstanden. Seltsam, daß ein Mensch auf die simpelsten Gegebenheiten immer so spät kommt,

wenn die Blockade der Gedanken verschwunden war.
Sarah wuchtete die Tür zu.
Der Knall klang wie ein Schuß, aber sie schrak nicht einmal zusammen, diesmal war er in ihren Augen Musik.
Ein Paukenschlag, der die Rettung bedeutete.
Wieder fühlte sie den Schwindel nahen. Diesmal aber war es das Gefühl der Freude, das sie übermannte. Zum erstenmal umzuckte ein Lächeln ihre bleichen Lippen.
Sie mußte etwas tun. Die Polizei anrufen, John Sinclair wäre zu weit entfernt gewesen und möglicherweise nicht da. Der nächste Weg zum Telefon führte sie in die Küche.
Ein Knall, ein Aufprall, dumpf, als hätte eine Gummifaust gegen ein Hindernis geschlagen.
Sie schrak zusammen, duckte sich wie vor dem nächsten Hieb, der möglicherweise sie hätte treffen können.
Die Tür zitterte nicht, aber Sarah wußte genau, daß dieses unbekannte Wesen mittlerweile die Tür erreicht hatte.
Jetzt hörte sie nichts mehr.
Eine unheilige Ruhe strömte zwischen den Wänden. Eine Stille, die ihr Furcht einjagte. Sie merkte, daß ihr Mund ausgetrocknet war, und plötzlich fühlte sie sich nicht mehr sicher.
Die drückende Angst war da, denn das Geräusch war zwar in einer ursprünglichen Lautstärke verstummt, es hatte sich jedoch verändert und regelrecht verwandelt.
Sie hörte etwas anderes, mit dem sie zunächst nicht zurechtkam, denn es bestand aus einem Kratzen und Nagen. Als wäre eine verdammte Ratte dabei, die Tür zu durchbohren, um unbedingt an ihre Beute zu gelangen. Das war furchtbar, das zerrte an den Nerven. Sie konnte sich ausrechnen, wie lange das Holz noch widerstand.
Vielleicht zwei Minuten oder drei - höchstens.
Sie wich zurück.
Vor ihrem geistigen Auge entstand das Telefon. Dieser tragbare Apparat in der Küche. Er war jetzt die einzige Hoffnung, und nach dem Anruf wollte sie sofort das Haus verlassen, um sich irgendwo in der nahen Umgebung zu verstecken.
Die einzige Möglichkeit, der Gefahr zu entwischen.
Als Sarah Goldwyn die Küche erreicht hatte, drehte sie sich um. Die Tür war geschlossen, sie brauchte nur aufgedrückt zu werden, was sie auch tat.
Sie schwang nach innen.
In diesem Augenblick läutete das Telefon. Das heißt, bei ihr summte es nur.
Aber das spielte keine Rolle. Jetzt nicht - vielleicht nie mehr.
Sie starrte auf den Mann, der aussah wie ein Stadtstreicher. Sein

Gesicht wirkte wie ein zur Hälfte mit Wasser gefüllter Schwamm, so aufgedunsen. Haare umhingen den Kopf wie strähniges Garn.

Aus demselben Material bestand der Bart.

Wieder läutete der Apparat.

Sie hätte gern abgehoben, um alles in der Welt.

Es ging nicht.

Die rechte Hand des Mannes lag auf dem Hörer wie ein schwerer Stein…

***

Er hat es geschafft!

Er war ins Haus gekommen, ohne daß sie es gemerkt hatte. Er war schnell, raffiniert und auch brutal gewesen.

So schnell und zu schlau für sie…

Lady Sarah bewegte sich nicht von der Stelle. Der Apparat gab noch immer Signale von sich, für Lady Sarah waren sie wie Hilferufe aus einer tiefen Krise.

Dann verstummte das Geräusch.

Die Stille war schlimm. Sie kam der Horror-Oma bereits vor wie ein Vorgeschmack der endgültigen, der Todesstille. Und die lastete schwer über der Küche, die zu einer wahren Kammer des Schreckens für sie geworden war.

Eine Hand hatte der Fremde frei. Nur leicht hob er den linken Arm an, mit dem Zeigefinger winkte er ihr zu, wobei seine Lippen ein widerlich triumphierendes Lächeln zeigten, denn er zeigte ihr genau, wo es langging und wer hier das Sagen hatte.

Sie ging.

Aber sie merkte es selbst nicht. Ihre Beine schienen ihr fremd zu sein, sie bewegte sie wie zwei Stöcke, und sie hörte abermals das scharfe Geräusch des Telefons.

Da wollte jemand etwas von ihr. Wahrscheinlich war es Jane, die anrief. Wenn sie jetzt nicht abhob, würde sie sich Sorgen machen und hoffentlich etwas unternehmen.

Sie wollte es ihm sagen, sie würde es ihm sagen. Sarah holte tief Luft. Sie stotterte plötzlich. »Ich… ich…«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, alte Frau. Nicht bei Heavy…«

Der Fremde hatte seinen Namen ausgesprochen. Heavy hieß er. Ein ungewöhnlicher Name. Lady Sarah hatte ihn bisher noch nicht gehört. Sie wußte auch nicht, was sie damit anfangen sollte. Es war alles so anders geworden, so schlimm…

Auch diesmal schwieg das Telefon.

Heavy nickte. Er freute sich, er war happy, jetzt würde ihn niemand stören.

Schnaufend stieß er seinen Atem in die Stille hinein. Das heißt, so

still war es nicht, denn aus dem Flur und genau dort, wo sich die Tür zum Keller befand, hörte sie noch immer das Kratzen und Zerren. Als wären Totenklauen dabei, mit ihren langen Fingernägeln über das Holz zu streifen, um es zu brechen.

Wieviel Druck kann ein Mensch vertragen, fragte sie sich. Wieviel muß er aushalten?

»Komm näher…«

Das Flüstern des Mannes unterbrach ihren Gedankenstrom. Sie verfluchte sich, aber sie konnte nicht dagegen an. Das Haus glich einer Zwangsjacke, in die man sie gesteckt hatte und aus der sie sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte.

Sie gehorchte hier anderen Gesetzen, die sie nicht mehr beeinflussen konnte, obgleich es ihr Haus, ihre Küche war, in der sie sich aufhielt. Aber die Veränderung war einfach schlimm geworden. Das Haus war wie ein gewaltiges Uhrwerk, in dessen Innern sie steckte, und das allmählich ablief und auch nicht mehr weiter aufgezogen würde.

Sie schlich über den Boden. Ihr Blick glitt durch das Fenster nach draußen, wo noch immer der Dunst wallte und sich wie dünne Leichentücher verteilte.

Viel war nicht zu sehen. Die Büsche, Beete und auch kleinen Bäume des Vorgartens bildeten eine gespenstische Kulisse, die praktisch zu ihrem Zustand und in diese Welt der Ängste und Bedrohung hineinpaßte.

Das Haus war verflucht, es stand unter einem Fluch, der sie verschlingen würde.

»Dreh dich um!«

Ich will es nicht! schrie eine Stimme in ihr. Das Innere bäumte sich auf, aber die äußere Kraft war so stark und mächtig, daß sie dagegen nicht ankam.

Sie drehte sich.

Er starrte sie an. Es war ein Blick, dem Lady Sarah am liebsten entgangen wäre, aber sie fand die Kraft, um sich ihm zu stellen.

Heavys Augen strahlten eine Kälte aus, die an Gletschereis erinnerte. Das Wesen mit den Silberaugen fiel ihr ein. Sie konnte die beiden Blicke zwar nicht vergleichen, aber sie hatten trotzdem etwas gemeinsam. In beiden Augen las sie nicht mehr den Funken eines Gefühls.

Die Starre blieb…

Sarah Goldwyn gehörte zu den starken Persönlichkeiten, und dies auch in Streßsituationen. Sie hatte den ersten Schock überwunden, und sie dachte daran, daß nichts ohne Grund geschah. Auch diese Person mußte für ihr Eindringen ein Motiv gehabt haben.

»Warum?« fragte sie stockend, leise, aber trotzdem verständlich. »Warum gerade ich?«

»Er wollte es so.«
»Wer ist er?«
Die Antwort kam nicht sofort. Heavy atmete zunächst tief ein, danach bekamen seine Augen einen ungewöhnlichen Glanz. Da verklärten sich die Pupillen in einer Erinnerung, die wie ein gewaltiger Sturmwind über ihn kam.
»Er ist mächtig, er ist derjenige, der die Welten überbrücken kann. Er ist ein *Bocor*.«
Sarah Goldwyn runzelte die Stirn. Nicht grundlos bezeichnete man sie als Horror-Oma, denn sie kannte sich auf den Gebieten der Magie, des Okkultismus und der Dämonenbekämpfung ebensogut aus wie in den Mythologien der Völker.
Sie brauchte auch nicht lange zu überlegen, um die nächste Frage zu stellen. »Das hat mit Voodoo zu tun?«
»Stimmt.«
»Mit Zombies…?«
Heavy bewegte seinen Kopf. Er nickte, dann schüttelte er ihn. »Es kann so sein, braucht aber nicht. Mein *Bocor* ist eben anders. Er ist noch mächtiger, denn er hat sich den uralten Dämonen geweiht, die tief in der Erde verborgen leben, und er hat es auch geschafft, die Tore zu öffnen, so daß sie zu ihm kommen können. Sie haben ihm die Kraft gegeben, er will für ihre Rückkehr sorgen. Bevor dies jedoch geschieht, müssen alle Feinde aus dem Weg geräumt werden.«
Sarah begriff nicht so recht. »Moment mal«, sagte sie leise. »Bin ich denn ein Feind?«
»Indirekt.«
»Das verstehe ich auch nicht.«
»Du gehörst zu ihm, zu John Sinclair. Er ist unser Gegner, er muß vernichtet werden, ebenso sein Umfeld, seine Freunde, die es sich auf die Fahnen geschrieben haben, schwarzmagische Wesen zujagen, sie wieder zurückzudrängen, damit die Tore geschlossen werden und alles so bleibt, wie es ist.«
Es dämmerte ihr. Es wurde ihr bewußt, daß dieser *Bocor* alles vernichten wollte, was ihm gefährlich werden konnte. Und beim nächsten Glied in der Kette begann es, nachdem er es nicht geschafft hatte, Jane Collins zu töten.
»Hat dein Meister auch einen Namen?«
»Ja. Er heißt Lucien Lavalle…«
Die Horror-Oma dachte über den Namen nach und mußte sich eingestehen, daß sie ihn noch nie gehört hatte. Er schien nicht von der Insel zu stammen…
»Dann hat Lavalle die Aale geschickt!«
Heavy gab eine sehr leise Antwort. »Es sind keine Aale, es sind die Schlangen des Bösen, die Erdschlangen, die furchtbaren Geister aus

der Tiefe, die einen noch größeren und gefährlicheren begleiten. Sie sind die Todbringer.« Er lächelte und schaute zur Tür, als würde das Wesen dort jeden Moment erscheinen. »Sie fressen die Menschen, sie zerfleischen ihre Opfer.«

Sarah merkte die Gänsehaut auf ihrem Rücken. Sie lag dort wie eine eisige Schicht. Was sie hier erfahren hatte, gefiel ihr überhaupt nicht. Es gab aber keinen Grund, Heavy der Lüge zu bezichtigen.

Sie wollte noch fragen, wieso er gerade an diesen Lavalle herangekommen war, als sie ein Geräusch von der Tür her hörte.

Da kam die Schlange!

Schwarz wie die Nacht, grausam und tödlich. Sie schob sich über die Schwelle, und sie bewegte dabei ihren Körper zuckend, als wollte sie bei jedem Vorschieben die beiden Richtungen rechts und links von ihr absichern.

Und sie sah böse aus, sehr böse sogar!

Die Augen wirkten kleiner, sie sprühten nicht mehr wie vorhin in der Finsternis des Kellers, aber noch immer stand diese silbrige Mondlichtkälte darin abgebildet. Noch immer zeigten sie kein Gefühl, sondern nur das Negative, die reine Mordlust.

Sarah schauderte noch mehr.

Und Heavy lächelte. »Aus der Tiefe sind sie nach oben geströmt. Sie haben ihre Verstecke verlassen. Sie sind wichtig, sehr wichtig sogar, denn sie bringen die Botschaft.«

»Oder den Tod.«

»Das ist gleich.«

Die Schlange lag dicht hinter der Tür auf dem Boden wie ein schwarzer, dicker, plattgetretener Schlauch. Nur den Kopf hatte sie leicht angehoben. Auch das Maul war nicht geschlossen, so daß Sarah Goldwyn die beiden Zahnreihen innerhalb der Kiefer schimmern sah. Sie sahen aus wie gelbe Kämme, die zwei übereinanderstehende Halbkreise bildeten und darauf warteten, zubeißen zu können.

Heavy bewegte seine Hände. Die Haut war trocken, er rieb die Flächen gegeneinander, so daß ein raschelndes Geräusch entstand, als wäre welkes Laub von einem Windstoß über die Straße getrieben worden. »Ich wollte erst die Blonde, aber sie entwischte mir. Jetzt bist du an der Reihe, alte Frau.«

Sarahs Mundwinkel zuckten. »Ist sie aus deinem Mund gequollen?« fragte sie leise.

»Ja…«

»Warum?«

»Das hat Lavalle getan. Er ist mein Meister, mein *Bocor*, und ich bin der Diener.«

»Natürlich, das hatte ich fast vergessen.«

»Schau dir ihr Gebiß an. Ist es nicht prächtig. Es beißt sich überall

durch, erst recht durch Haut, Muskeln, Fleisch und Knochen. Darauf kannst du wetten.«

»Ich bin nicht gerade…«

»Es wird dir das Herz aus dem Körper reißen, alte Frau…«

Sarah verstummte, denn das dämonische Tier auf dem Boden bewegte sich. Es zuckte dabei so schnell, daß diese Bewegungen mit den Augen kaum zu verfolgen waren. Lady Sarah merkte zugleich, daß ein Fluchtversuch keinen Sinn hatte, die kleine Bestie würde sie immer kriegen. Sarah ging nur etwas zurück und stieß mit dem Rücken genau in dem Moment gegen die Arbeitsplatte, als die Schlange in die Höhe schnellte und den Eindruck machte, als wollte sie sich in Sarah Goldwyns Bauch festbeißen.

Das aber passierte nicht.

Dicht davor drehte sie ab. Sie schlenkerte ihren Körper noch einmal hoch und landete klatschend auf der Arbeitsplatte.

Heavy kicherte, als er dies sah. »Sie will dein Gesicht, Alte, sie will dein Gesicht…«

Das ahnte Sarah bereits. Wie hypnotisiert hatte sie ihren Blick auf das Wesen gerichtet, dessen hintere Körperhälfte sich auf der Arbeitsplatte zusammengeringelt hatte.

Der Kopf stand aufrecht, das Maul war geöffnet, und die Reißzähne sagten eigentlich alles.

Sie würden zupacken, sie würden…

»Nein!«

Das eine Wort klang wie eine Mischung aus Schrei und Fluch. Nicht Sarah hatte es ausgestoßen, sondern Heavy, der so günstig stand, daß er aus dem Fenster schauen konnte.

Der Dunst war nicht so dicht, als daß er hätte alles verschlucken können.

Nicht die Gestalt, die den Vorgarten durchquerte.

Eine junge Frau, die aus ihrer geöffneten Handtasche einen Schlüssel hervorholte, um die Tür zu öffnen.

Sarah Goldwyn vergaß für die nächsten Sekunden ihre eigene Lage. Der wie ein Penner gekleidete Mann hatte sich gedreht, aus dem Fenster geschaut, und auch Sarah tat es.

Sie konnte sehen, wie Jane den Schlüssel ins Schloß steckte. In den nächsten Sekunden würde sie das Haus betreten haben.

In diesem Augenblick löste sich die schwarze Schlange von der Arbeitsplatte.

Sie klatschte zu Boden und hatte sich schon während des Flugs so bewegt, daß sie vorschnellen konnte.

Raus aus der Küche, hin zu Jane, die von der tödlichen Gefahr überhaupt nichts ahnte…

***

Lavalle hockte gekrümmt auf dem Boden, als hätte er in den letzten Minuten die Schläge einer Peitsche auf seinem nackten Rücken gespürt. Er hatte sich ausgezogen und trug nicht einmal einen Lendenschurz. Nackt wollte er sich den Göttern präsentieren.

In seinem Versteck stank es.

Es war ein Geruch, der sich aus Schweiß, scharfen, ätzenden Säuredämpfen und dem Gestank von Pulvern zusammensetzte. Dazwischen verteilte sich ein ekliger, süßlicher und gleichzeitig fauliger Blutgeruch, der den Nackten wie eine Woge umwaberte.

Er atmete schwer.

Zunächst war es nur ein dampfendes, zischendes Geräusch, das aus seinem weit geöffneten Mund drang.

Sekunden gingen dahin, zerflossen in der unheilschwangeren Luft, dehnten sich.

Das Atmen veränderte sich.

Es wurde schwerer, bedrückender, keuchender, als würde Lavalle unter einer schweren Last zu leiden haben. Aber nicht allein diese Geräusche strömten aus seiner Kehle, zwischendurch röhrte er auf, bis dieses Geräusch in einem Gurgeln erstickte.

Er hatte es schwer, er wußte, daß er versagt hatte, und er erwartete die Strafe und den Fluch der alten Götter, die ihn in Stücke reißen würden.

Längst hatte er ein zweites Versteck gefunden. Eine alte Baracke, verborgen in einem Hinterhof, umgeben von alten Brandmauern und schmutzigen Hausfassaden.

Die Baracke stand dort wie ein Klotz. Schmutzig, stinkend und düster. Lavalles Ausweichquartier, in dem er der absolute Herrscher war. Andere, Fremde würden sich hüten, dieses Refugium der alten Magie zu betreten. Sie würden vernichtet werden.

Gnadenlos…

Und Lavalle betete. Er zitterte auch, er hatte versagt und erflehte trotz allem den Schutz der furchtbaren Erdgötter. Sie mußten ihm einfach zur Seite stehen, schließlich waren sie es gewesen, die ihn in diese Welt geschickt hatten.

Er litt wie ein Hund…

Den Kopf hatte er stark gesenkt, die Stirn zu Boden gepreßt, und er spürte den Gegendruck des Untergrunds wie die gewaltige Pranke eines Götzen.

Er bebte, der Schweiß brach aus allen Poren, sein Körper wirkte wie ein öliges Gebilde, und die eine Kerze, die im Hintergrund ihr Flackerlicht abgab, wirkte mehr wie eine Dekoration, als daß sie dafür da war, um den Raum zu erhellen.

Sie waren in der Nähe, das spürte er genau, aber er konnte sie nicht sehen. Sie umschwirrten ihn als unsichtbare Wesen, sie wollten an ihn

heran, sie folterten ihn, sie drückten ihn zusammen, so daß er den Eindruck hatte, seine Seele würde aus dem Körper herausgepreßt werden, um in anderen Dimensionen zu landen.

Einfach weggeworfen wie einen Gegenstand, den niemand mehr brauchte.

Er hielt den Mund offen. Manchmal drangen wimmernde Laute über seine Lippen, die wenig später im Boden versickerten. Der Körper zuckte, immer wieder huschten Wellen über seinen Rücken, wenn sich die dünne Haut dort bewegte.

Er hielt die Augen geschlossen und sah trotzdem. Denn da war eine Kraft, die ihn kurzerhand fortriß, die nicht wollte, daß er mit Körper und Seele auf und in dieser Welt blieb. Sie schleuderte ihn weg, hinein in fremde Welten, die sich extra für ihn öffneten und die von den furchtbaren, fremden Göttern bewohnt waren.

Jetzt sah er sie…

Schreckliche Fratzen, unbeschreibliche Geschöpfe, Feuersbrunst, dann tiefe Dunkelheit, so schwarz, so eisig und leer.

Anfänge der Welt, als die Erde noch kochte und flüssig war.

Speichel floß aus seinem Mund, verteilte sich als Schmier vor den Lippen auf dem harten Boden. Er wollte ein neues Tor erschaffen, er wollte sie holen, aber diesmal sollten sie nicht die Schlangen schicken, sondern selbst kommen.

Sie waren endlos, sie würden immer sein, sie würden foltern, quälen und morden.

Auch ihn…

Bevor sie ihn erhörten, mußte er die Hölle durchlaufen, die sie geschaffen hatten. Einen anderen Weg gab es für ihn nicht, und er spürte die Schmerzen wie eine Geißel.

Der Druck wurde unerträglich. Kleine Adern platzten auf. Sie folterten ihn von innen und von außen, der Kontakt mit den Unsichtbaren war hautnah und würde auch nicht weichen.

Blut quoll aus den Poren. Auf der Stirn, dem Nacken, am Rücken… Sein Blut. Sein altes Blut, das verdorbene Blut, das er ausschwitzte, um seinen Körper zu reinigen.

Stunden vergingen…

Eine Zeit existierte für ihn nicht. Er hatte den Begriff dafür verloren, es gab nur die Qual, dieses unendliche Dahinsiechen, das schlimme Leiden, das nur dann ein Ende haben würde, wenn die Götter es wollten, nicht er.

Er erlebte ein Finale. Es war furchtbar, denn noch einmal überschütteten ihn die mächtigen Götter mit all ihrer Strafe, mit Feuer, mit Säure, mit Schmerzen und Pein.

Danach war es vorbei.

Lavalle lebte, auch wenn ihm dies nicht bewußt wurde, er auf dem

Boden lag wie ein Toter. Ohne es zu merken, hatte er sich auf die Seite und dann auf den Rücken gewälzt, und in dieser Haltung war er auch geblieben. Er veränderte sie nicht, als er die Augen aufschlug und in das Dunkel über sich starrte.

Die Luft schmeckte nach seinem Schweiß und seinem Blut. Aber es war ein guter Geschmack, der da so süß auf seiner Zunge lag. Bewies er ihm doch, daß er noch lebte.

Die alten Götter hatten ein Einsehen gehabt, sie ließen einen *Bocor* nicht im Stich.

Die Angst verebbte, sein Atem regulierte sich, so etwas wie Normalität überkam ihn, und er sagte sich, daß er auf keinen Fall nur liegenbleiben konnte.

Er mußte etwas tun.

Langsam drückte er seinen Oberkörper hoch. Er kam sich dabei vor wie ein Brett, das von einer fremden Kraft geleitet wurde. Als er schließlich saß, die Arme zu beiden Seiten des Körpers ausgestreckt, die Hände spreizte und mit den Flächen über den Boden fuhr, da spürte er schon, wie feucht die Erde war.

Feucht von seinem Schweiß und seinem Blut.

Sein Blut für die alten Götter!

Er würde es bis zum letzten Tropfen hergeben, wenn sie es verlangten. Das brauchte er nun nicht.

So erschöpft er noch vor kurzem gewesen war, tatsächlich aber hatte der Kontakt mit den Göttern ihm die nötige Kraft gegeben, die er haben mußte, um sich auf die große Auseinandersetzung vorzubereiten.

Seine Schlangen interessierten ihn nicht mehr, die waren zweitrangig geworden, denn es gab jetzt wichtigere Dinge.

Da war ein Mann, ein gefährlicher Mann, der seine Spur nicht verloren hatte.

John Sinclair!

Lavalle wußte, daß dieser Sinclair ihn finden würde. Der war wie ein Bluthund, dem das Opfer nicht entkommen konnte. Und deshalb wollte er gerüstet sein.

Er stand auf.

Kein Schwindel überkam ihn. Er konnte sich so gelenkig und elegant wie immer bewegen.

Mit sicheren Schritten näherte er sich der schmalen Barackentür. Nur einen Spaltweit zog er sie auf.

Ein leichter Wind wehte durch den Hof, ohne allerdings den Dunst vertreiben zu können. Die nahen Fenster wirkten im Nebel wie sternenferne Lichter, vor die sich Wolken gelagert hatten, um ihr Licht zu dämpfen.

Der Abend war angebrochen, die Dunkelheit lag bereits über der

Stadt, und wenn sie kam, dann kam auch er, denn das war seine Stunde…

***

Ich war nackt, lag in einer Wanne, die mit einer Flüssigkeit gefüllt war, die mehr als die Hälfte der Wanne bedeckte.

Es war das wichtige Bad, das Bad der Reinigung, das ich hinter mich bringen mußte, um überhaupt einen Erfolg gegen einen übermächtigen Feind erreichen zu können.

Mir war ja in London schon viel untergekommen, das hier aber erlebte ich zum erstenmal und konnte wohl mit dem Begriff einzigartig umschrieben werden.

Ich war dorthin gefahren, wo die Caribeans lebten und Weiße nicht so gern gesehen wurden. Aber es gab auch dort Menschen, die sich an mich erinnerten, denn schon des öfteren hatten mich gewisse Leute unterstützt, wenn ich Rat gegen einen fremden Zauber suchte.

Diesmal war es besonders schwer gewesen.

Da hatte ich sogar die Angst gespürt, ohne daß ich Lavalles Namen erwähnte.

Wenn ich ihn aussprach, flohen die Menschen vor mir, griffen nach Kreuzen und nach Fetischen, als wollten sie einen bösen Geist abwehren, den ich ihnen gebracht hatte.

So hatte ich dann sehr bald zu spüren bekommen, welch eine große Macht der *Bocor* hier besaß, auch wenn er selbst nicht körperlich anwesend war. Aber auch ich konnte stur sein, fast wie ein Bluthund. Ich ließ nicht locker und hatte schließlich einen Mann erwischt, der zu meinen uniformierten Kollegen gehörte.

Er war auf dem Weg zum Dienst gewesen, als ich ihm entgegentrat und ihn mit meinem Problem konfrontierte.

Auch er hatte sich erschreckt, wollte zunächst nicht reden, bis ich ihn davon überzeugt hatte, daß es wohl besser für ihn und seine Landsleute war, wenn er mir einen Tip gab.

Den bekam ich auch.

Er bestand aus einem Namen.

Caballo!

Mehr nicht. Alles weitere mußte ich selbst versuchen. Diesmal war es leichter, denn Caballo gehörte zu den Leuten, die hier im Viertel nicht nur bekannt, sondern auch angesehen waren. Er besaß einen kleinen Laden, in dem er Lebensmittel, Medizin und auch Fetische verkaufte, war schon fast ein Methusalem, hatte aber sehr wache Augen und lange mit mir in seinem Hinterzimmer gesessen, wo wir gemeinsam über das Problem sprachen. Schließlich hatte er den Laden geschlossen, war zu mir zurückgekehrt und hatte mir erklärt, daß er mir helfen wollte, aber nur, weil er mich als einen Reinen und

Gerechten ansah.

Auf meine Frage hin hatte er sich in Schweigen gehüllt und die erste Gegenleistung verlangt.

»Zieh dich nackt aus!«

Diesmal hatte ich nicht gefragt und es einfach getan. Er war in einen schmalen Nebenraum gegangen und hatte die Tür nicht geschlossen. Schon bald hörte ich, wie dort das Wasser rauschte, Schwaden hochstiegen, durch den Türspalt krochen und die Luft in meinem Raum mit ungewöhnlichen Gerüchen erfüllten.

Ich hatte alles abnehmen und abgeben müssen, sogar das Kreuz, das Caballo mit einem ehrfurchtsvollen Blick bedachte, bestätigend nickte, aber keine Erklärung abgab.

Als die Wanne so weit gefüllt war, wie er es für richtig hielt, bat er mich, in das heiße Wasser zu steigen.

Ich hatte nicht eine Frage gestellt. Nun lag ich im Wasser, lauschte dem leisen Plätschern, das durch meine Bewegungen entstand und dachte darüber nach, ob ich tatsächlich den richtigen Weg eingeschlagen hatte.

Neben der Tür leuchtete ein Licht. Der Pergamentschirm hatte ihm einen weichen Schein gegeben, der sich wie ein gelblicher Schleier in der Luft und auch auf dem Boden verteilte, nun aber von einem Schatten unterbrochen wurde, als Caballo zurückkehrte.

Er trug etwas Langes über seinem linken Arm. Ich sah, daß es ein dunkles Badetuch war.

Er legte das Badetuch auf einem Holzschemel ab und trat sehr dicht an den Wannenrand heran.

Ich schaute hoch.

Caballos Gesicht war nicht genau zu erkennen, ich wußte trotzdem, wie es aussah. Die Haut war noch dunkel, aber ein grauer Bart umwuchs sein Kinn wie ein Kranz. Der Mund war schmal, die Nase dick wie ein Klumpen, die Haut faltig, aber die Augen zeigten einen wachen und auch sehr jungen Blick. Er schaute auf mich nieder, dann verbreiterte sich sein Mund, als er lächelte.

»Geht es dir gut?«

»Ja, ich fühle mich wohl.«

Das Lächeln verschwand, der Zug um den Mund nahm einen ernsten Ausdruck an. »Es ist das Wasser der Reinheit. Es reinigt den Körper und die Seele. Es ist mit Essenzen durchsetzt, die nur sehr wenige Menschen kennen und deren Zusammensetzung immer geheimnisvoll bleiben wird. Aber man muß sich diesem Bad unterziehen, wenn man gegen einen *Bocor* kämpfen will. Das ist so.«

»Ich habe auch nichts dagegen«, sagte ich leise, »aber ich möchte auch gern wissen, wer du bist. Deinen Namen kenne ich, doch das wird nicht alles sein.«

»Da hast du recht.«
»Wer bist du?«
»Ich bin ein *Houngon*«, antwortete er schlicht.
In den nächsten Sekunden dachte ich nach. Mir schoß so einiges von dem durch den Kopf, was ich über Voodoo wußte und auch der Begriff *Houngon* war mir nicht neu.
Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. »Dann bist du das Gegenteil von einem *Bocor*.«
»So ist es.«
»Ein Weißer Priester.«
»Einer der die guten Götter beschwört, der den rechten und nicht den linken Pfad benutzt hat. Aber ich sage dir jetzt schon, daß ich dir nicht sehr helfen kann. Ich kann dich nur vordergründig schützen. Um die eine Mauer aufzubauen, hätte ich Zeit haben müssen, sehr viel Zeit, aber die wirst du nicht haben.«
»Das ist wahr.«
»Ich kann nur hoffen, daß dieses Bad dich reinigt, denn du bist würdig, es zu nehmen, da du zu den rechtschaffenden Menschen gehörst, John Sinclair.«
Das hatte mir noch niemand gesagt. Ich schluckte und dachte eine Weile nach. »Rechtschaffen?« echote ich dann.
»So ist es.«
»Pardon«, sagte ich und setzte mich hin, wobei ich mich mit den Händen am Wannenrand festhielt.
»Ich selbst fühle mich nicht als rechtschaffen. Nein, so würde ich mich nie bezeichnen. Da mußt du dich geirrt haben, Caballo.«
Der alte weise Mann schüttelte den Kopf. »Du irrst, John Sinclair. Du *bist* rechtschaffen.«
»Aber ich habe getötet: Ich habe Menschen umgebracht.«
Er lächelte mir zu wie ein Vater seinem Kind. »Wie ist dein Gefühl, John Sinclair?«
Ich hob die Schultern. Da sie aus dem Wasser schauten, hatte sich eine Gänsehaut gebildet. »Nun ja, im Moment schwankt es zwischen frieren und schwitzen.«
»Du hast mich nicht verstanden«, belehrte er mich. »Ich meine ein anderes Gefühl. Das Gefühl der Gerechtigkeit.«
Allmählich wußte ich, worauf er hinauswollte. »Ja, Caballo, das habe ich in der Tat. Ich würde sogar sagen, daß es ziemlich ausgeprägt ist. Ich hasse es, wenn Menschen geknechtet oder unterdrückt werden. Jeder hat ein Recht auf Leben, auf freie Entfaltung. Niemand ist besser als der andere, auch wenn die Hautfarben verschieden sind.«
Caballo hatte mir sehr genau zugehört und einige Male genickt. Er war dabei ernst geblieben und erklärte mir nun, daß er mir jedes Wort glaubte.

»Du lügst nicht.«
»Stimmt, Caballo. Aber ich möchte trotzdem differenzieren. Du darfst nicht vergessen, daß ich auch Menschen getötet habe und bereit bin, diesen Weg weiterzugehen, wobei Lavalle das beste Beispiel ist. Er darf nicht mehr leben.«
»Der Meinung bin ich auch.«
»Und dann sagst du mir etwas von einem Gerechten?«
»Ja, und dabei bleibe ich«, erklärte der *Houngon*. »Du hast nie vorsätzlich und bewußt einen Menschen getötet. Du hast getötet, aber nur, um Schaden von anderen abzuwenden. Stimmt das?«
»Das stimmt.«
»Dann sehe ich dich als einen Gerechten an. Dein Kampf gegen das Böse ist gerecht, er ist gottgewollt, John Sinclair, und nur ein Gerechter kann einem *Bocor* mit einer gewissen Überlebenschance gegenübertreten. So steht es in den Gesetzen. Du bist gerecht, und du bist gereinigt. Du bist vorbereitet, und du hast dein Kreuz. Ob du den Kampf aber gewinnst, kann ich dir nicht sagen. Das steht nicht in meiner Macht. Es liegt allein an dir.«
Ich senkte den Blick. »Das weiß ich.« Ich tauchte wieder unter, ließ nur den Kopf über der Wasserfläche, so daß meine Schultern wie von einem warmen Vorhang bedeckt werden konnten.
Ich fühlte mich wohl, ich merkte das Kribbeln auf meiner Haut und auch das darunter. Die geheimnisvollen Kräuter und Essenzen hatten mich physisch und psychisch in eine bestimmte, sehr extreme Lage hineinversetzt. Ich wollte den Kampf, und ich wollte ihn gewinnen.
Auch Caballo spürte etwas von dieser schon finsteren Entschlossenheit, und er warnte mich.
»Denke nur nicht, daß es einfach sein wird, John. Lavalle ist sehr mächtig, er steht unter dem Schutz der alten Götter, und ich bin nicht sicher, ob er nicht längst Bescheid weiß.«
»Worüber?«
»Daß du ihm auf der Spur bist.«
Ich richtete mich wieder auf. »Woher sollte er das wissen?«
Caballo griff zum Badetuch und hielt es ausgebreitet vor sich. Für mich das Zeichen, daß ich aus der Wanne steigen konnte. »Er spürt es, John, er weiß genau, wenn ihm ein Feind auf den Fersen ist. Er braucht nicht hier zu sein, aber seine Kräfte sind ungeheuer. Sie reichen über weite Strecken hinweg, denn der ist ein Zauberer der finstersten Sorte. Ich bin fest davon überzeugt, daß er schon auf dich wartet und auch entsprechende Fallen gestellt hat. Sei also auf der Hut.«
Ich stieg aus der Wanne. »Keine Sorge, Caballo, das werde ich schon.«
Er legte mir das Badetuch über den Rücken. Es war sehr weich, und

der Stoff schmiegte sich an meine Haut.

Ich trocknete mich langsam ab. Hin und wieder berührten meine Hände die Haut, und ich stellte fest, daß sie sich verändert hatte. Sie war viel weicher geworden als sonst.

Caballo ließ mich in Ruhe. Ich trocknete mich ab und ging dorthin, wo meine Kleidung lag. Mein Helfer hatte sie auf dem Boden ausgebreitet. Sehr langsam zog ich mich an.

Es sah aus, als wollte ich dabei jede Sekunde genießen, die mir noch blieb.

Der *Houngon* hatte ja so recht. Es stand längst nicht fest, daß ich den Kampf gewinnen würde, auch wenn ich ein Reiner war.

Ich hängte mein Kreuz um. Als es auf meiner Brust lag, da merkte ich ein neues, kraftvolles Gefühl, das mich durchströmte, und es war so, als sollte ich im nächsten Moment vom Boden abheben und dem großen Kampf entgegenfliegen.

»Er wird sich nicht mehr mit den kleinen Helfern zufrieden geben«, sagte Caballo, »sondern die mächtigen Geschütze auffahren. Er wird versuchen, die Dämonen der Finsternis aus den Tiefen zu holen und sie dir entgegenschicken.«

»Und du weißt, wo ich ihn finden kann?«

»Ja.«

»Dann sag es jetzt!« forderte ich ihn auf. Ich hatte plötzlich das Gefühl, mich beeilen zu müssen.

Caballo überlegte noch, ob er mir eine Antwort anvertrauen konnte. Jedenfalls kam es mir so vor. Er schaute dorthin, wo sich die Tür befand, hinter der sein kleiner Laden lag. Das Geschäft war vollgestopft mit den Waren, die für die hier lebenden Menschen wichtig waren und sie immer wieder an ihre alte Heimat erinnerten, wenn sie ein entsprechendes Gemüse kauften, bestimmte Getränke, Gewürze oder Obst.

Ich hatte gesehen, daß an der rechten Schmalseite des Verkaufsraumes Regale angebracht worden waren, auf denen zahlreiche Tiegel, Flaschen, Töpfe und Schalen standen, gefüllt mit Pülverchen, Kräutern und Essenzen.

Ich knöpfte mein Hemd zu und stand so, daß ich durch die Tür schräg in den Laden schauen konnte.

Caballo hielt sich noch vor mir auf. Wegen seines Alters ging er zumeist gebückt. Nun hatte er sich aufgerichtet und blickte in seinen Verkaufsraum. Für meinen Geschmack war seine Haltung sogar gespannt.

»Hast du etwas?«

Er winkte ab.

Ich wartete noch immer auf die Antwort auf meine vorletzte Frage. Caballo redete zwar, nur schnitt er ein anderes Thema an. Mit einer

kaum verstehbaren Stimme wisperte er: »Sie sind da.«
Ich zog die Augenbrauen zusammen. »Wer ist da?«
»Sie sind unterwegs…«
»Wer, Caballo - wer?«
»Lavalles Helfer.« Er nickte. »Ja, Lavalles Helfer. Ich spüre sie. Er hat längst bemerkt, was hier geschehen ist. Er spürte unseren Einfluß, er wird sich wehren…«
Obgleich ich nur Caballos Rücken sah, erkannte ich doch, daß er Angst hatte. Er zitterte, es war fast so, als würde ihn die Furcht durchschütteln. Ich ging auf ihn zu, stoppte aber schon nach einem Schritt, denn aus dem Laden drang ein Geräusch, das mich irritierte, eigentlich harmlos war, aber in Anbetracht der letzten Erklärung dieses Prädikat nicht verdiente.
Da klapperte und schepperte es. Da klirrte etwas gegeneinander, rutschte, klang mal hell, dann wieder dumpfer, und Caballo riß die Arme hoch, um seine Hände gegen das Gesicht zu pressen.
Ich drückte ihn zur Seite. Mein Blick lag frei!
Obwohl im Laden kein Licht brannte, reichte das Dämmer aus, um zu sehen, daß der Tanz auf den Regalen begonnen hatte. Und zwar dort, wo die geheimnisvollen Ingredienzien standen, denn sie zitterten, sie schlugen gegeneinander, wobei es einem kleinen Wunder gleichkam, daß die Dinge noch auf den Brettern standen.
Das änderte sich in der nächsten Sekunde.
Die ersten Flaschen fielen.
Sehr wuchtig, als hätten sie während des Falls noch einen Stoß bekommen, landeten sie am Boden und zerbrachen. Scherben, Pulver, Kräuter und Flüssigkeiten vermengten sich, so daß sogar Dampfwolken entstanden.
Ein stinkender Nebel hüllte den Teil des Ladens ein. Und immer mehr räumten unsichtbare Kräfte die Regale leer, so daß letztendlich nichts mehr vorhanden war.
Caballo mußte von mir gestützt werden. Er hatte den Kopf gesenkt, die Hände hielt er noch immer so, daß er zwischen den Fingerlücken hindurchschielen konnte. Ich hörte ihn japsend atmen, dann stöhnte er auf und wäre fast zusammengebrochen.
Ich zog ihn zurück.
Gleichzeitig erwischte mich ein eisiger Wind. Es war schon ein Sturm, der aus dem Laden fegte und wie eine wütende Hand gegen meinen Körper drosch.
Ich hielt Caballo fest, beide wurden wir zurückgedrückt. Ich hörte ihn flüstern, verstand allerdings nicht, was er sagte, wahrscheinlich waren es Beschwörungsformeln aus seiner Heimat, die da über seine Lippen drangen.
Der Wind wühlte durch den hinteren Raum, aber er kippte nichts um.

Er war wie ein wütender Stoß, ein fauchender Atemzug, der so plötzlich verstummte, wie er gekommen war.

Stille…

Erst jetzt merkte ich, daß auch mein Kreuz reagiert hatte. Es hatte sich für wenige Sekunden erwärmt und kühlte sich allmählich ab. Ein Zeichen dafür, daß der Angriff vorbei war.

»Wie geht es dir?« Ich machte mir Sorgen um Caballo, weil er so röchelnd atmete.

»Besser, wieder besser…«

»Kannst du allein stehen?«

»Ja, ja…«

Er taumelte noch etwas, ging einen Kreis und ließ sich auf dem Schemel nieder. Tief holte er Luft und atmete ebenso tief wieder aus. Ich ließ ihn in den folgenden Sekunden in Ruhe, schaute dafür in den Laden und entdeckte dort ein wüstes Durcheinander. Dieser magische Sturm hatte die Regalbretter tatsächlich leergeweht.

Ein unbeschreiblicher Geruch hing wie eine dicke Nebelwolke über dem Raum. Er widerte mich an, er kratzte im Hals, ich wollte so rasch wie möglich raus hier.

Als ich zu Caballo zurückkehrte, hatte er sich wieder erholt, hielt den Kopf zwar noch etwas gesenkt, aber den Blick erhoben.

»Es tut mir leid«, sagte er, »daß ich dir dies nicht ersparen konnte. Aber er ist so stark.«

»Du bist wohl mehr getroffen«, gab ich zurück. »Schau dich nur mal in deinem Geschäft um.«

Er nickte schwerfällig. »Das war sein Werk. Und es wäre noch schlimmer gekommen, hätte ich nicht dagegen gesprochen. Lavalle bereitet sich auf den großen Kampf vor. Er ist informiert, er weiß, daß du kommen wirst, John, er weiß es.«

»Ich werde nicht kneifen!«

»Das liegt an dir. Ich möchte dich nur bitten, ihn zu vernichten«, sprach Caballo leise. »Ja, ich will, daß er stirbt, und dies aus rein egoistischen Gründen, weil er sonst kommt und sich fürchterlich rächen wird. Er will mich foltern und mir letztendlich das Herz aus dem Leibe reißen, um darauf herumzutrampeln.«

»Soweit soll es nicht kommen.«

»Ich hoffe…«

»Was ist mit deinen Ingredienzien?«

Caballo hob die Schultern. »Ich werde sie mir neu zusammensuchen und zusammenmischen müssen. Es wird lange Zeit in Anspruch nehmen, aber das ist es mir wert, wenn du es schaffst, ihn zu töten. Bitte, geh jetzt. Du bist ein Reiner, du hast die Waschung hinter dir…«

»Dennoch habe ich ein kleines Problem. Ich weiß nicht, wo ich ihn finden kann.«

Caballo drehte sich auf dem Schemel und schaute mich an. »Du kennst sein erstes Haus?«
»Ja, aber da wird er nicht mehr sein.«
»Das stimmt.«
»Wo dann?«
»Die alte Baracke«, flüsterte der Mann. »Sie steht dort, wo sie die neuen Häuser bauen wollen. Noch ist das Gelände nicht freigegeben, aber dort wirst du ihn finden. Drei Blocks weiter. Du mußt auf den Hinterhof gehen, an der Ecke findest du eine Vogelhandlung. Wenn du auf dem Hof bist, kannst du die Baracke sehen. Sie steht dort mit einer Seite dicht an einer Brandmauer.«
»Bist du sicher, daß er sich dort aufhält?«
Caballo nickte.
Ich verließ ihn. Durch eine schmale Hintertür trat ich ins Freie. Es war dunkel geworden, aber der Wind hatte aufgefrischt. Böig fuhr er mir ins Gesicht. Es war einfach zu kalt für die Jahreszeit.
Ich fröstelte.
Nicht nur wegen des Wetters.
Ich dachte auch an Lavalle - und an den Kampf auf Leben und Tod, der mir bevorstand…

***

»Hi, Sarah, es ist alles okay. Die Scheibe sitzt wieder, sie sieht aus wie…«
Die Horror-Oma schrie!
Es war kein Schrei, der Lebensgefahr angekündigt hätte, sondern ein Ruf, der einen Menschen warnen, ihn stoppen sollte.
Und Jane verstand ihn!
Die Detektivin hatte die Haustür geöffnet, sie dann wieder hinter sich zugedrückt und war einen Schritt in den Flur hineingetreten, als sie die Warnung aus der Küche erreichte.
Sofort blieb sie stehen. Ein Adrenalinstoß jagte durch ihren Körper, vereiste sie und brachte sie gleichzeitig ins Schwitzen. In den nächsten Sekunden wußte sie nicht, wie sie reagieren sollte, lauerte auf eine weitere Reaktion der Lady Sarah und hörte einen wilden Fluch.
Den hatte die Horror-Oma nicht ausgestoßen. Eine fremde Männerstimme war an ihre Ohren gedrungen.
Jane Collins dachte sofort an den Kerl vom Parkplatz. Sein Gesicht entstand vor ihrem geistigen Auge, die böse Fratze, die großen Augen, der Mund, die Schlange…
Sie war da!
Jane sah etwas Schwarzes über den Boden huschen. So blitzschnell und brandgefährlich.
Wahrscheinlich war der Killeraal aus der Küche gekommen. Dieser

böse Diener Lucien Lavalles hatte sein Maul bereits geöffnet, um die Zähne zu zeigen. Wenn die schmale Bestie sprang, konnte sie die Beißer sofort in die Kleidung und danach in das Fleisch des Opfers hacken, um sich festzubeißen.

Jane wollte nicht das Opfer sein.

Zum Glück war ihr Instinkt in unzähligen gefährlichen Situationen geschärft worden, dementsprechend konnte sie auch reagieren. Sie warf sich blitzschnell zur Seite, drehte sich praktisch im letzten Augenblick aus der Sprungrichtung der Bestie.

Der Aal sprang - und prallte gegen die Tür.

Eigentlich hätte sein Kopf platt werden müssen, aber das geschah nicht, denn er biß in das Holz mit einer derartigen Wucht hinein, daß der Körper festhing.

Jane wußte nicht, was sie als nächstes unternehmen sollte. Es gab für sie zwei Möglichkeiten: Lady Sarah helfen oder sich um die Bestie kümmern.

Es blieb ihr keine andere Wahl, als sich dem gefährlichen Killeraal zu stellen, denn der wollte ihren Tod.

Er hatte sich bereits gelöst, war zu Boden gefallen und hatte sich dort wie das hart geschlagene Ende einer Peitsche gedreht, um in die neue Richtung zu gelangen.

Jane war tiefer in den Flur zurückgewichen, lief auch jetzt und hetzte auf die Treppe zu. Sie wollte so viel Distanz wie möglich hinter sich und der kleinen Bestie bringen.

Das dämonische Wesen huschte weiter.

Jane stand auf der Treppe. Sie schaute von oben nach unten und sah auch die Augen, in denen das Licht sprühte, das so kalt wie das der Sterne am Himmel war.

Sie verfluchte das Zittern ihrer Hände, hörte Stimmen aus der Küche und konzentrierte sich weiter darauf, die schmale Handtasche zu öffnen, weil sie dort die Pistole verborgen hatte, die mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Es war eine für sie gute Pistole, nicht zu schwer und von den Ausmaßen her ideal.

Eine Astra.

Das Mordgeschöpf huschte höher.

Es glitt zwar über die Kanten der Stufen hinweg, stieß sich aber jedesmal klatschend ab, so daß der Körper immer wieder Schwung bekam.

Jane stand am Absatz, hielt die Waffe schräg in die Tiefe gerichtet und zielte genau.

Einen Fehlschuß konnte sie sich nicht erlauben. Dafür war dieses verdammte Wesen einfach zu schnell.

Jane spürte auf ihrem Rücken das Kribbeln, dann zog sich die Haut

zusammen, und ein Schauer der Kälte berührte ihren Körper. Sie war verunsichert, weil sie den Eindruck hatte, daß diese verfluchten Augen, in denen es blitzte und strahlte, sie hypnotisieren und ihr erklären wollten, daß es keinen Sinn ergab, sich zu stellen.

Keinen Sinn…

Verdammt, nein, sie mußte sich den Problemen stellen. Dieses Wesen durfte nicht überleben und an Lady Sarah herankommen. Denn sie befand sich ebenfalls in Gefahr.

Der Killeraal war schnell und gleichzeitig raffiniert, denn er wechselte sehr bald seine Positionen, huschte nie auf dem direkten Weg die Stufen hoch, sondern glitt mal nach links, dann wieder nach rechts und machte einen gezielten Treffer fast unmöglich.

Jane schoß.

Und sie schoß wieder.

Dann noch einmal!

Drei Schüsse kurz hintereinander, die fast wie einer klangen, weil ein Echo in das andere überging.

Die geweihten Silberkugeln waren aus dem Lauf gewischt, und Jane hatte es verstanden, sie zu streuen.

Zwei Geschosse waren in die Stufen gehackt, das dritte aber hatte den verfluchten Aal erwischt, als er sich in einer seiner Drehbewegungen befand, und das Geschoß war ihm in die Seite gedrungen.

Scharf und hart wie eine Messerklinge.

Drei Stufen nur war der Killeraal von Jane Collins entfernt gewesen. Es hätte auch nicht länger dauern dürfen, aber jetzt kam er nicht mehr weiter.

Er sah so aus, als hätte er sich auf einer Stufenkante festgeklammert. Der Oberkörper war noch leicht aufgerichtet, das Maul zudem nicht geschlossen. Jane konnte hineinschauen und entdeckte auch das verfluchte Gebiß.

Aus der Wunde spritzte eine dicke Flüssigkeit, die kein Blut war. Höchstens Dämonenblut.

Noch bewegte sich der häßliche Schädel, noch tanzten die Augen wie fahle Irrlichter von einer.

Seite zur anderen, aber die Kraft war mittlerweile viel weicher geworden. Das Licht besaß nicht mehr die Kraft, der Glanz verlosch, bekam einen stumpfen, leeren Ausdruck. Ein letztes Zucken durchrann den Körper, dann war es vorbei.

Jane atmete auf.

Für einen Moment schloß sie die Augen. Die Handtasche lag irgendwo am Boden, nur die Waffe hielt sie noch in der Rechten. Und das allein zählte.

Sie hatte es geschafft, dieser verfluchte Killeraal war erledigt worden.

Endlich…

War es nur der eine? Verbargen sich noch mehr in diesem Haus? Und was war mit Sarah?

Jane konnte nicht stehenbleiben, sie mußte nachschauen, sie hatte auch die Stimme des Mannes gehört. Dieser verfluchte Fremde, dieses Produkt des Wahnsinns, das unter dem Schutz eines Mächtigen stand. War er in der Lage, aus seinem Mund noch weitere Bestien hervorzupressen, oder hatte dieses eine Wesen gereicht?

Sie ging, sie war gespannt, und die Haut schien von einem dünnen Film überzogen zu sein.

In der Küche war es still.

Zu ruhig…

Todesruhe?

Jane schluckte, als sie daran dachte. Sie hatte den zerfetzten Körper der kleinen Bestie passiert, war weitergegangen und stand nun direkt vor der Treppe.

Die Küche lag rechts von ihr, war noch einige Yards entfernt, aber das war keine Distanz, wenn man schnell war.

Keine Stimmen, kein Atmen, kein Schnaufen, aber auch kein Schrei. Nur die Stille.

»Komm her zu uns…«

Es waren diese verfluchten Worte, die sie erschreckten, die tief wie heiße Nadeln in ihre Seele drangen und sie erkennen ließen, daß sie sich auf der Verliererstraße befand.

Jane blieb stehen. Sie überlegte sich die nächsten Worte genau. Leise, aber trotzdem laut genug fragte sie: »Sarah? Wie geht es dir?«

Zunächst hörte sie nur das schwere Atmen. »Ja, ich… ich bin noch hier, Jane.«

»Gut, ich komme.«

»Ja, komm nur, Süße. Komm her, Baby. Du hast gewonnen, ich habe die Schüsse gehört, und du bist noch okay. Aber ich sage dir nur, laß deine Kanone fallen. Wenn nicht, schneide ich der Alten hier mit einem Schnitt die Kehle durch.«

Obwohl sich Jane ähnliches gedacht hatte, durchfuhr es sie doch wie ein Stromstoß. Es war für sie einfach zu grausam, mit der Wahrheit konfrontiert zu werden.

Sie riß sich zusammen. Sie schluckte, sie räusperte sich. Sie mußte etwas sagen. »Okay, ich werde kommen, Mister. Wenn ich erscheine, halte ich meine Waffe noch in der Hand, aber die Mündung ist nach unten gerichtet. Ich werde die Waffe erst fallen lassen, wenn Sie es sehen können, damit Sie sicher sind. Einverstanden?«

Es vergingen einige Sekunden, bis die Antwort erfolgte. »Ja, ich bin einverstanden.«

Jane war relativ zufrieden, denn die Stimme hätte ziemlich neutral

geklungen. Wahrscheinlich war der Kerl mittlerweile entspannter geworden. Es fiel ihr nicht leicht, die letzten Schritte zu gehen..

Sie stellte sich bereits ein schlimmes Bild vor, und dieser Eindruck wurde nicht »enttäuscht«, als sie auf der Schwelle stand.

Er hatte ein Messer, und er war der Mann, den sie vom Parkplatz her kannte.

Schmutzig, ungepflegt, aber höllisch gefährlich, denn er hatte sich aus der Küche eines der scharfen Fleischermesser besorgt, bei deren Anblick sensiblen Menschen bereits der Schweiß ausbrach.

Das Messer hielt er in der rechten Hand, die Schneide lag dicht unter Sarahs Kehle. Wenn er seine Warnung in die Tat umsetzen würde, dann mußte er die Klinge nur zur Seite ziehen und hatte sein Ziel erreicht.

Grauenhaft…

Jane ließ die Waffe fallen. Als sie auf den Boden polterte, glich das Geräusch dem Zufallen eines Sargdeckels.

Heavy nickte. »Gut, gut!« stieß er mit einer guttural klingenden Stimme hervor.

Jane bewunderte Lady Sarah, die sich sehr tapfer hielt. Zwar stand ihr der Schweiß auf der Stirn, aber die Augen blickten doch relativ kühl und gespannt, kaum ängstlich.

Wahrscheinlich mußte man erst so alt werden wie sie und eine derartig große Lebenserfahrung besitzen, um in dieser Situation gelassen zu bleiben.

»Danke«, flüsterte sie schmallippig.

Jane hob nur die Schultern. Sie wußte nicht, was sie machen sollte.

Wäre der Penner allein gewesen, okay, sie hätte es auf einen Kampf ankommen lassen.

Aber so…

»Komm her«, flüsterte er.

Janes Augenbrauen zuckten. »Wohin bitte?«

»In die Küche.«

»Gut.«

Sie bewegte sich mit vorsichtigen und leicht schlurfenden Schritten. Ihr Gesicht zeigte einen harten Ausdruck, der wie geschnitzt wirkte. Sie blieb an der anderen Seite, so daß sie die beiden anschauen konnte.

»Hast du es geschafft?« fragte er, und seine Augen bekamen dabei einen bösen Blick.

»Was?«

»Hast du ihn getötet?«

Jane nickte.

Heavy war für einen Moment verunsichert. Seine Hand zitterte, das Messer ebenfalls, und Jane befürchtete Schlimmes, aber der Kerl fing

sich zum Glück wieder. »Das wird ihm gar nicht gefallen, nein, das wird er überhaupt nicht mögen.«

»Wem?«

»Lavalle.«

Zum erstenmal war ein Name gefallen, hatte es eine Spur gegeben, mit der. Jane allerdings nicht viel anfangen konnte. Der Name Lavalle war ihr unbekannt.

Heavy grinste. »Du kennst ihn nicht, wie? Du hast von ihm noch nie gehört.«

»Richtig.«

»Er ist ein *Bocor*.«

»Was bitte?«

»Ein Voodoo-Mann, ein Schwarzer Priester, der mit den alten Göttern Kontakt aufgenommen hat. Ich kam durch Zufall zu ihm, ich traf ihn in seinem Haus, und er hat mich nicht getötet. Er ließ mich am Leben und überzeugte mich davon, daß es besser war, wenn ich mich auf seine Seite stellte, denn nur dort kann ich die Macht erleben, eine Macht, die über das Leben hinausgeht, die den Tod umfängt und ihn zu den Menschen bringt, wann immer ich es will.«

Jane Collins nickte. »Ich glaube dir sogar. Ich glaube dir alles. Nur möchte ich wissen, was wir mit Lavalle zu tun haben und deshalb auch mit dir.«

»Ich gehöre ihm. Ich setze seine Befehle durch, ich führe sie aus. Und ihr müßt sterben, weil ihr zu einem Menschen gehört, der für Lavalle eine Unperson ist. Sie alle aus dem Umkreis dieser widerlichen Person müssen ihr Leben lassen.«

Jane ging allmählich ein Licht auf. »Sprichst du dabei von John Sinclair?«

»So heißt er!«

Die Detektivin schaute auf Lady Sarah, die aber machte ebenfalls den Eindruck, als hätte sie von nichts eine Ahnung. Sie hob nur die Schultern oder deutete es an.

»Was hat er Lavalle getan?«

»Beide hassen sich. Sie stehen auf verschiedenen Seiten, verstehst du das?«

»Schon, aber…«

»Nur einer kann überleben. Es ist kein Platz für zwei. Hast du das begriffen?«

Wie beim Highlander, dachte Jane, hütete sich aber, diese Gedanken auszusprechen und fragte statt dessen, warum Lavalle nicht selbst den Weg des Todes gewählt hatte und statt dessen einen gedungenen Mörder schickte.

»Weil er sich um Sinclair kümmert!«

»Jetzt?«

»Vielleicht.«
»Gibt es noch weitere Personen, die seiner Meinung nach sterben sollen?« fragte Jane.
»Ja, es gibt sie. Der Chinese wird ebenfalls nicht überleben können und für immer verschwinden.«
»Aha.«
»Aber erst seid ihr an der Reihe.« Plötzlich glänzten seine Augen in einer wilden, haßerfüllten Vorfreude. Ja, er freute sich darauf, Blut fließen zu sehen, und Jane Collins schauderte zusammen, als hätte man sie mit Eiswasser begossen.
Sie ahnte, daß die Zeit des Redens bald vorbei sein würde. Dann mußte der andere handeln, falls er seinen Mentor Lavalle nicht enttäuschen wollte.
Erst Sarah, dann sie - oder?
Jane überlegte hin und her. Es mußte doch einen Ausweg geben, sie konnten sich nicht einfach killen lassen.
Der Penner stand unter Druck. Er selbst hatte Angst vor dem alles entscheidenden Schritt. So etwas war neu für ihn. Er hatte das nie getan, aber in seinem Innern brodelte es, da war die Seele zu einem Kessel geworden, der bald überkochte.
Sarah Goldwyn hatte bisher nichts gesagt und nur zugehört. Jetzt aber brach sie die Schweigepause und redete Heavy an, den Blick dabei nach unten und auf die breite Klinge gerichtet, die ihr wie ein matter, tödlicher Spiegel vorkam. »Wen von uns beiden willst du zuerst umbringen, Heavy? Hast du dich schon entschieden?«
Er kicherte. »Willst du sterben?«
»Das muß ich wohl.«
»Ja.«
»Dann bewege deine verdammte Klinge, und mach endlich ein Ende. Ich will nicht…«
Er wunderte, sich und keuchte den nächsten Satz hervor. »Bist du so scharf auf den Tod?«
»In meinem Alter hat man alles hinter sich. Da verliert der Tod seinen Schrecken.«
Er holte tief Atem. »Es tut weh«, flüsterte er, »es tut so verdammt weh, meine Liebe.«
Es war eine irre, eine verrückte Situation, über die Jane eigentlich nur den Kopf geschüttelt hätte.
Sie empfand es beinahe als unmöglich. Da standen sie und Sarah Goldwyn in einer völlig normalen Küche und wurden von einem wahnsinnigen Killer bedroht.
Das war der reinste Surrealismus, eingepackt in einen verfluchten Irrsinn.
Die Hand des potentiellen Mörders zitterte, Für Jane ein Beweis, daß

er sich entschieden hatte. Er würde es bald tun, sehr bald sogar. Aus dem Mund drang die Zunge als graue Spitze hervor: Durch die Öffnung war auch die Schlange gekrochen, diesmal blieb es bei der Spitze.

Bisher hatte die breite Klinge dicht am Hals der Horror-Oma gelegen, die Haut sogar berührt, aber das änderte sich von einer Sekunde zur anderen, denn er löste sie, stieß die Horror-Oma zur Seite und tat etwas, von dem er hoffte, daß die anderen damit nicht gerechnet hatten.

Er stürzte sich auf Jane Collins, schrie dabei und wollte die Klinge von oben nach unten rammen…

***

Lucien Lavalle fühlte sich wieder besser, jetzt, wo er wußte, daß ihm die Götter verziehen hatten.

Das hätte auch anders ausgehen können, denn sie waren nicht auszurechnen, sie handelten instinktiv und auch sehr impulsiv, wobei sie auf Menschen keine Rücksicht nahmen.

Er befand sich in der Baracke, in seiner kleinen Welt, und er dachte immer wieder an den großen Kampf, den er auszutragen hatte. Ein Feind hatte sich an seine Fersen geheftet und die Spur zu ihm bereits entdeckt, und er würde ihn auch finden.

Er hatte Hilfe bekommen. Lavalle dachte an Caballo, wobei sich sein Gesicht derartig verzerrte, daß jemand davor hätte Furcht bekommen können.

Wenn er mit dem Weißen fertig war, würde er sich um den Verräter kümmern. Er mußte sich beeilen.

Die grobe Arbeit war bereits erledigt. Mit einem kleinen Klappspaten hatte er in den Lehmboden ein Loch gegraben, etwa einen halben Yard tief.

Dann hatte er den Grund des Lochs mit einem bestimmten Pulver gefüllt, dessen Zusammensetzung nur ihm bekannt war, denn dieses Pulver erlaubte es ihm, den Weg einzuschreiten, das Tor zu den alten Göttern der Urzeit zu öffnen.

Lavalle wußte sehr genau, daß dort etwas Unheimliches lauerte und vor sich hinbrodelte. Es mußte nur erweckt werden, und dazu bedurfte es einiger Vorbereitungen, die er nicht mehr länger auf die lange Bank schieben wollte.

Er war ein *Bocor* und einer der wenigen, denen es gestattet war, die Vèvès zu zeichnen. Es gab Hunderte davon, und jedes Vèvè verkörperte die Gestalt und die Kraft einer astralen Macht. Durch das Zeichen mehrerer Vèvès vor dem Beginn eines Rituals lenkte der *Bocor* die Aufmerksamkeit der alten Götter auf sich.

Er konnte dabei auch nur bestimmte Zeichnungen verwenden, weil es

für jede Beschwörung andere gab, aber Lavalle wußte Bescheid. Er hatte sich lange genug mit dieser Materie beschäftigt.

Für jedes Vèvè stand auch ein bestimmter Göttername. Er hatte sich bestimmte ausgesucht und holte aus einem Tiegel eine Handvoll Ziegelstaub, weil das Vèvè freihändig und ohne eine Schablone gezeichnet werden mußte.

Man brauchte dafür eine sehr ruhige Hand. Die des *Bocor* war ruhig, denn er hatte wieder mit sich selbst und auch mit den noch unsichtbaren Göttern seinen Frieden geschlossen.

Der rote Ziegelstaub verteilte sich auf dem dunklen Boden. Lavalle mußte vier Vèvès zeichnen.

Drei hatte er bereits fertiggestellt.

Es waren sehr komplizierte Muster. Ineinander verschlungene Linien, Kreise und Halbkreise. Das letzte Vèvè zeigte an den vier Seiten stilisierte Sterne, die aussahen, als wären sie dabei, soeben zu explodieren. Und sie wiederum wiesen eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Funkeln in den Augen der Killeraale auf.

Als er seine Arbeit beendet hatte, war er in Schweiß gebadet, aber zufrieden.

Eines nur störte ihn.

Er besaß keine Fotografie seines Feindes. Sie wäre sehr wichtig gewesen, um direkt an ihn heranzukommen. Also mußte er sich behelfen. Er holte ein Blatt Papier und zeichnete mit Holzkohlenstaub im Schein der einzigen Kerze das Gesicht seines Feindes aus dem Gedächtnis nach. Ganz zufrieden war er nicht, aber es gab eben keine bessere Möglichkeit. Er blies über die Skizze hinweg, schaute noch einmal hin, nickte und kroch an den Vèvès vorbei auf das Loch zu, in das er die Skizze hineinfallen ließ.

Sie flatterte dem Grund entgegen und blieb dort liegen.

Die Verwünschungen, die der *Bocor* ausstieß, hörten sich an wie das Zischen einer Klapperschlange. Auch sie waren von rasselnden Geräuschen untermalt, als müßte er nach jedem Wort tief Luft holen.

Etwa eine Minute sprach er. Dann verstummte er, drückte seinen nackten Oberkörper noch tiefer und starrte in das von ihm gegrabene Loch hinein.

Das Papier lag auf dem Grund, direkt auf der rötlichbraunen Masse, die den Grund bedeckte.

Er stöhnte, er seufzte, er sprach, er flüsterte, und er hatte auch Erfolg.

Tief in der Erde rührte sich etwas.

Da Lavalle das rechte Ohr auf den Boden gelegt hatte, vernahm er das leise Brodeln.

Ein unbeschreibliches Glücksgefühl durchströmte ihn, denn die Götter hatten ihn erhört und sich gemeldet.

Wehe dem Feinde.
Wehe ihm…

***

Jane hörte den Schrei des Killers, in den sich auch Sarahs Schreckensruf mischte, und die Gefahr hatte sich innerhalb einer Sekunde für Jane zu einem tödlichen Drama verdichtet.

Der Mann war schnell, eine nahezu höllische Kraft trieb ihn an. Jane sah nicht nur das mörderische Messer, sondern links davon auch das Gesicht, das mit einem menschlichen Antlitz nichts mehr gemein hatte, abgesehen von den Umrissen.

Die Haut hatte einen dunklen Farbton bekommen, der zwischen rot und violett schimmerte, und die Augen waren nicht mehr als glasige, in Höhlen hineingepreßte Kugeln mit ebenfalls rötlichen Pupillen.

Kam sie noch weg?

Nein, sie würde es nicht schaffen, die Messerklinge war zu groß. Wenn sie nicht tödlich traf, würde sie Jane Collins zumindest schwer verletzen.

Dann Schüsse.

Das Splittern von Glas!

Noch in die Schreie hinein. Das Zucken des Körpers, das Aufbäumen des Killers, dessen Sprung plötzlich flatterhaft wurde, ebenso wie seine Bewegungen.

»Wegggg!« Der Schrei erreichte Janes Ohren.

Sie konnte dem Mörder nicht mehr entwischen, es gab für sie nur eine Lösung. Sich einfach auf den Boden fallen zu lassen.

Sie knickte ein, zog den Kopf ein, sah den Killer fallen, der sich wie ein gewaltiger Schatten über ihr zusammenfaltete und auch noch das fürchterliche Messer nach unten rammte, aber nicht den Körper traf, sondern die Vorderseite der Schrankwand erwischte und sie wuchtig durchstieß.

Der Killer ließ den Griff nicht einmal los. Er hing da in einer Schräglage, umklammerte den Messergriff wie seinen letzten Rettungsanker, während aus den beiden Enden in seinem Rücken eine rote Flüssigkeit sickerte.

Dort hatten ihn zwei Kugeln getroffen.

Jane konnte nicht mehr. Sie hockte auf dem Boden, die Beine angezogen, fing an zu weinen.

Lady Sarah war leichenblaß. Sie sagte nichts, sie reagierte nicht, aber sie bekam mit, wie hinter dem Fenster sich jemand hastig bewegte und die restlichen Splitter aus dem Rahmen schlug, damit er freie Bahn hatte, um einsteigen zu können.

Es war ihr Lebensretter.

Er war Suko!

Noch blieb er draußen, schaute in die Küche, hörte Jane schluchzen und fragte: »Alles in Ordnung?«

Sarah wußte nicht einmal, ob sie genickt hatte. Sie kam sich vor wie eine Fremde, die kurzerhand in dieser verfluchte Welt hineingestellt worden war.

Suko kletterte in den Raum. Die Beretta schaute drohend aus seiner rechten Hand hervor. Er glitt über die Arbeitsplatte hinweg und bekam mit, wie Heavy zusammenrutschte. Der Krampf löste sich, seine Hand rutschte vom Messergriff ab, die Beine waren schwer geworden, die Knie sanken ein, dann war es vorbei.

Er rollte noch zur linken Seite und prallte schwer zu Boden. Das Messer aber steckte im Schrank.

Suko ging zu ihm.

Keine Chance mehr. Seine beiden Geschosse hatten ganze Arbeit geleistet, der Mörder war tot.

Dann kümmerte er sich um Jane, die noch immer unter Schock stand. Erst als sie auf den Beinen stand, da erkannte sie, wer ihr da geholfen hatte.

Sie blickte ihn an. Hinter dem Schleier aus Tränen sah Sukos Gesicht aus wie ein Traumgebilde, und sie fragte auch mit kaum verständlicher Stimme, ob sie träumte.

»Nein, Jane, ich bin es wirklich.«

Da nickte sie.

Suko streichelte ihre Wange. »Es ist okay, Mädchen, wir haben es geschafft. Der Killer…«

»Du hast es geschafft, Suko«, sagte Sarah Goldwyn. »Und wir müssen dir sehr danken.«

Er drehte sich um. »Erzähl doch keinen Mist. Jeder andere hätte das gleiche getan.«

Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. Jetzt zitterte sie. »Nein, das hätte nicht jeder andere getan, Suko. Ein Besucher wäre normalerweise auf die Haustür zugegangen und nicht an das Fenster getreten. Was hat dich dazu gebracht?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Der reine Zufall, Sarah. Ich befand mich auf dem normalen Weg und schaute wirklich nur zufällig durch das Küchenfenster, aber auch auf den Rücken dieser fremden Gestalt. Trotz des Dunstes konnte ich den Typ erkennen, und der sah mir aus wie jemand, der nicht gerade zu deinen normalen Besuchern zählt. Ich bekam dann mit, was passierte und griff ein. Ich mußte schnell handeln, um euch zu retten.«

»Ja, Suko, das… das…« Sie konnte nicht mehr sprechen. Der Schwindel überkam sie, dann fiel die Horror-Oma nach vorn und geradewegs in Sukos Arme.

Suko kannte sich im Haus der Lady Sarah aus und nahm sie auf seine

Arme. Er trug sie in den Wohnraum, wo er sie auf das alte Sofa niederlegte.

Als er wieder zurückkehrte, lehnte Jane Collins am Türrahmen und strich über ihre Stirn. Der Schweiß auf ihrem Gesicht machte die Haut noch blasser.

»Danke, Suko.«

»Hör auf, Jane.«

Sie holte tief Luft und schüttelte sich, denn wieder kehrte bei ihr die Erinnerung zurück. Sie empfand sie als so überaus schrecklich und grauenhaft, daß sie es nicht einmal schaffte, darüber zu reden.

Suko brachte sie auf ein anderes Thema. »Ich sah im Flur gewisse Reste liegen…«

»Ein Killeraal«, hauchte Jane.

»Hier auch?«

»Ja.« Sie bewegte die Augenlider. Dann erst fiel ihr die nächste Frage ein. »Wo denn noch?«

»John und ich haben ebenfalls die Bekanntschaft gemacht. Wir haben einen Mann namens Jambo im letzten Augenblick vor einem schrecklichen Ende bewahren können. Dieser Killeraal hatte sich in seinem Leib verbissen.«

»Und wo ist John jetzt?«

Suko runzelte die Stirn. »Wenn ich das wüßte.«

Jane trat einen kleinen Schritt zur Seite und zurück. »Was heißt das denn?«

»Er sucht Lucien Lavalle. Er will sich den Schwarzen Voodoo-Priester schnappen, denn er steht als Verantwortlicher hinter all den schrecklichen Taten.«

»Und du bist nicht mit?« fragte sie spontan.

»Sei froh, Jane. Sonst wärst du möglicherweise nicht mehr am Leben, und Lady Sarah auch nicht. Trotzdem fange ich an, mir um John Sorgen zu machen, denn ich weiß nicht, wo er steckt…«

***

Ich hatte den Hinterhof gefunden, ihn aber noch nicht betreten, sondern hielt mich noch im dunklen Schutz der Einfahrt auf, die in den Hof hineinführte.

Das Terrain sondieren, nannte man so etwas, denn ich wollte keinen Fehler begehen.

Es war noch kälter und windiger geworden. Der Wind fiel in Böen in den Hof, als läge ein großes Maul über dem Geviert, das nur hin und wieder seinen Atem ausstieß.

Wenn er sich dann zwischen den Hauswänden bewegte, spielte er mit dem Abfall, mit den losen, vertrockneten Blättern, die sich aus irgendeinem Grunde in diesem Hof zusammengefunden hatten, und

schob alles vor sich her wie ein gewaltiger Besen.

Papiere, leere Getränkedosen, die schepperten, wenn sie gegeneinander tickten, aber auch Reste von Kartons oder Kisten und Abfälle, die überquellende Mülltonnen wieder ausgespieen hatten.

Soweit ich es beurteilen konnte, war der Hof menschenleer. Dieses Gebiet schien tabu zu sein. Wer hier lebte, der wußte genau, daß er es zumindest in der Dunkelheit zu meiden hatte.

Zwar schimmerten hinter einigen Fenstern Lichter, aber die lagen doch sehr hoch, in den zweiten oder dritten Etagen an den Rückfronten der Häuser.

Sie schienen für mich meilenweit weg zu sein, obwohl kein Dunst mehr die Sicht verschlechterte.

Die Baracke stand tatsächlich dort, wo sie mir Caballo beschrieben hatte.

Es war ein normales Gebäude, doch jetzt und auch in meiner Situation machte sie auf mich einen unheimlichen Eindruck. Wie ein mit Magie gefüllter, viereckiger Klotz, der allem trutzte und gleichzeitig darauf wartete, das Böse ausspeien zu können.

Obgleich ich sehr genau hinschaute, sah ich hinter keinem der Barackenfenster Licht brennen.

Die von mir aus zu sehende Wand lag in der Dunkelheit, als hätte sie jemand mit schwarze Watte beklebt.

Minuten vergingen.

Ich ließ mir bewußt Zeit, weil ich mich zunächst auf die Umgebung einstellen wollte. Es wies auch nichts darauf hin, daß sich Lavalle in der Baracke befand, nur würde er bestimmt nicht so dumm sein und seine Anwesenheit durch irgendein Zeichen bekanntgeben.

Ein Mann wie er hielt sich zurück und bestimmte den Zeitpunkt des Eingreifens selbst.

Caballos Worte und die Vorfälle in seinem Geschäft hatten mich zudem mißtrauisch gemacht. Für ihn und jetzt auch für mich gab es keinen Zweifel daran, daß Lavalle Bescheid wußte, daß er mich erwartete, aber er hatte keinerlei Aufpasser ausgeschickt, die ihn vor mir warnen konnten. So gespannt ich auch den Erdboden beobachtete, dort bewegte sich nur das, was der Wind vor sich herschob. Und darunter befanden sich nun mal keine Killeraale.

War er wirklich allein?

Noch einen Windstoß ließ ich an der Einmündung der Einfahrt und auch vor meinem Gesicht entlangstreichen, dann gab ich mir einen Ruck und verließ die Deckung.

Der Hof lag im Dunkeln. Nur der Nachthimmel hoch über mir schimmerte wie eine blaugraue Decke, in die schwach die Konturen einiger Schornsteine hineinragten.

Ich wollte mich der Baracke von der linken Seite her nähern. Das war

besser, denn so konnte ich mich immer an der Wand halten, die ja ebenfalls sehr dunkel war.

Die Außenmauern der alten Häuser sonderten einen widerlichen und typischen Gestank ab. Hier war alles feucht. Da kroch das Wasser von unten her in das Mauerwerk hinein und hinterließ so große Schimmelflecken, daß diese wie ein Anstrich wirkten.

Hindernisse stellten sich mir nicht in den Weg. Die alten Mülltonnen hatten ihren Platz auf der anderen Seite gefunden. Nicht einmal eine Katze oder ein streunender Hund liefen mir zwischen die Beine. Hier war alles zum Sterben verurteilt, auf den Abriß wartend, einfach tot, und höchstens von Ratten oder Ungeziefer bevölkert.

Ich erreichte die Baracke und blieb stehen.

Das Kreuz hatte ich vor meine Brust gehängt. Es lag dort wie angegossen. Ich schob meine Hand darunter und ließ es auf der Fläche liegen, da ich es so besser beobachten konnte.

Es besaß die Farbe von mattem Silber, aber in diesen Momenten rann ein Zucken darüber hinweg, für mich der Beweis, daß dieser wertvolle Talisman bereits reagiert hatte.

Das Kreuz wußte Bescheid…

Sie waren hier, sie lauerten, das Böse hatte sich in meiner unmittelbaren Nähe festgesetzt.

Nur die Brackenwand trennte uns noch und die Tür zu dieser Festung des Schreckens.

Sie hatte ich bisher noch nicht gesehen. Ich ging allerdings davon aus, daß sich der Eingang an der Schmalseite befand, jedenfalls kannte ich das von anderen Barackenbauten her.

Auf Zehenspitzen bewegte ich mich weiter. Zum Glück erzeugte auch der Wind Geräusche, so daß meine Laute, die sich nicht vermeiden ließen, übertönt wurden.

Ich hatte mich geirrt.

Den Eingang fand ich nicht an der Schmalseite, sondern an der breiten, an der ich mich entlangbewegte und zwar fast am Ende dieser längeren Strecke.

Sie war nur deshalb zu sehen, weil sie der glatten Front ein wenig vorstand.

Wo das der Fall war, mußte sich auch ein Spalt befinden. Ich rechnete unter anderem damit, daß ein Mensch wie Lavalle nicht unbedingt im Dunkeln hockte, daß auch er sich auf einen Lichtschimmer verließ, nur schien das nicht der Fall zu sein, denn durch den Spalt drang nicht der feinste Schimmer.

Er saß in der Finsternis!

Eigentlich gehörte er dort auch hin, denn Lavalle war nichts anderes als ein Diener der Dunkelheit, der alten Götzen, die das Licht scheuten und sich in den Tiefen der Erde ihre neue Heimat gesucht hatten, wo

sie lauerten und hin und wieder, wenn sie gerufen wurden, an die Oberfläche stiegen.

Gab es eine Klinke?

Ich traute mich nicht, die kleine Lampe anzuschalten. Den runden Knauf konnte ich auch ohne Licht sehen, berührte ihn vorsichtig mit einer Fingerspitze und spürte die Kälte, aber keinen Stromstoß, denn ich hatte auch damit gerechnet, daß Lavalle eine derartige Falle aufbauen würde. Einer Person wie ihm traute ich alles zu.

Der Knauf ließ sich drehen.

Ein gutes Zeichen…

Ich hatte meine Jacke geöffnet, um im Bedarfsfall so schnell wie möglich an meine Waffe heranzukommen. An die Beretta und den Dolch.

Bisher war ich der festen Überzeugung, daß ich bei der großen Auseinandersetzung alle Waffen benötigte, vor allem aber das vor der Brust hängende Silberkreuz.

Ich zog die Tür nach außen, hielt den Atem an.

Jetzt hätte sie eigentlich knarren oder quietschen müssen, aber dieser Alptraum erfüllte sich glücklicherweise nicht. Sie schwang mir ohne einen Laut entgegen.

Schon ein Vorteil…

Hinter der Tür regte sich nichts. Aber ich entdeckte doch den Lichtschein. Eine Kerze gab ihn ab.

Sie stand ziemlich weit von mir entfernt und schien ihren Platz in einer Ecke gefunden zu haben.

Bisher hatte die Flamme ruhig gebrannt, aber der leichte Wind, der durch den Türspalt wehte, ließ sie zittern, so daß sich winzige Schattenmuster auf dem Boden und an den Wänden abzeichneten, als wären es kleine teuflische Dämonenfiguren, die schon jetzt aus den Tiefen der Erde nach oben gestiegen waren, um mir einen entsprechenden Empfang zu bereiten.

Das aber war nicht der Fall.

Ich sah auch Lavalle nicht, kroch förmlich in die Baracke hinein und zog die Tür so leise wie möglich hinter mir zu.

Jetzt war ich da.

Und, verdammt noch mal, ich fühlte mich wie ein Gefangener, den jemand in die Höhle des Löwen geschickt hatte.

Irgend etwas ging hier vor…

Ich blieb geduckt stehen und konzentrierte meine Sinne, weil ich dies unbedingt herausfinden wollte.

Leider war es nicht zu fassen.

Ich fand auch keine Erklärung, aber es war mehr als nur ein Gefühl, denn es war vorhanden.

Unter mir?

Ich schaute erst gegen mein Kreuz, das sich deutlicher von meiner dunklen Kleidung abhob.
Dann war es der Boden.
Er zitterte unmerklich, als wären böse Geister dabei, von unten her gegen die Decke zu klopfen.
In der Erde tat sich etwas. Der alte Zauber war da, Lavalle mußte die Götter gerufen haben, die mich, ihren Feind, erwarteten.
Noch ließen sie mich in Ruhe, und meine Augen hatten sich mittlerweile gut an die Verhältnisse gewöhnt. Es war doch nicht so dunkel; das Licht der einsamen Kerze strahlte sogar so weit ab, daß es mit seinen Ausläufern einen Schatten am Boden erreichte, der aber keiner war, wie ich bei genauerem Hinsehen feststellen konnte.
Es war ein Loch!
Ich sah den schwarzen Rand und überlegte, weshalb man es ausgerechnet hier gegraben hatte.
Das Loch war wichtig, es war das Tor, das ich wieder verschließen mußte.
Ich wunderte mich weiterhin über eine gewisse Veränderung in der unmittelbaren Nähe des Lochs.
Zwar war der Boden dort wie auch an den anderen Stellen, er zeigte dennoch auf seiner Oberfläche eine Veränderung, und die hing mit den Zeichnungen zusammen, die der *Bocor* hinterlassen hatte.
Es waren einige der berühmten Vèvès, die einfach sein mußten, um die Brücke zwischen einem Schwarzen Voodoo-Priester und den Menschen zu schlagen.
Der Schwarze Zauberer hieß Lucien Lavalle. Ihn aber hatte ich bisher nicht entdecken können.
Befand er sich überhaupt hier im Raum, oder hatte er es vorgezogen, das Weite zu suchen, um sich voll und ganz auf seine von ihm gestartete Magie zu verlassen?
Sehr vorsichtig und nach allen Seiten sichernd, obwohl dies in der Dunkelheit kaum möglich war, näherte ich mich dem geheimnisvollen Zentrum. Nur das Licht der Kerze wies mir den Weg, aber da veränderte sich ebenfalls etwas, denn in dem Loch mußte es in der Tiefe aufglosen, weil sich dicht an den Rändern ein rötlicher Schein zeigte, als hätte jemand sehr tief in der Erde ein Feuer angezündet.
Das war das Zentrum!
Ich ging vorsichtig weiter. Auch die Luft in dieser Baracke gefiel mir nicht. Sie hätte eigentlich kühl sein müssen, statt dessen lastete sie wie ein dumpfer Nebel über mir und umschloß mich wie mit pressenden Zangen.
Jeder Atemzug wurde zu einer Qual und dies, je näher ich an das Zentrum herankam.
Keine Spur bisher von Lucien Lavalle. Dafür aber entdeckte ich eine

andere Hinterlassenschaft. Er hatte sie als Vèvès auf den Boden gezeichnet. Ich war näher an sie herangekommen und konnte sie deutlicher sehen.

Die Bilder sagten mir nichts. Ich kannte mich innerhalb dieser Zeichen und verschlungenen Linien nicht aus. Die Vèvès waren mit verschiedenen Materialien gezeichnet worden.

Einmal mit zerriebener Holzkohle, dann mit einem Ziegelstaub, das nächste bestand aus einem weißen, mehlartigen Puder, und das dritte zeigte einen braunen Staub, für mich unidentifizierbar.

Aber die rochen.

Die Zeichen sonderten einen Gestank ab, wie ich ihn nicht kannte. Er schlug mir auf die Atemwege.

Noch trennte mich die Länge und Breite der Zeichen vom Rand des Lochs, es war mir auch nicht möglich hineinzuschauen. Dazu mußte ich einfach näher heran.

Ich übertrat das vor mir gezeichnete Vèvè - und hörte es unter mir zischen.

Plötzlich floß der Rauch hoch, und einen Augenblick später hatte es sich aufgelöst.

Einfach weg.

Aber mein Kreuz war vorhanden. Es strahlte nach unten ab und hatte das Vèvè vernichtet.

Es tat mir gut, dies zu sehen. Dieser erste Erfolg gab mir einen gewissen Mut. Ich fühlte mich nicht mehr so allein innerhalb der dichten, unheimlichen Schatten, die jeden Winkel im Innern der Baracke ausgefüllt hatten.

Dann stand ich vor dem Loch!

Ich schaute hin, zuckte zurück, denn der erste Blick hinein hatte mir einen tiefen Schock versetzt.

Da unten bewegte sich etwas. Es kam mir vor wie ein roter erhitzter Schleim, in dem etwas Weißes steckte. Nur ein Blatt Papier, mehr nicht, so profan.

Auf dem Blatt entdeckte ich eine Zeichnung aus dunklen Strichen. Wahrscheinlich sollte sie ein Gesicht darstellen, vergleichbar mit einem Strichmännchen.

Die Masse war heiß. Sie dampfte, sie brodelte, sie warf Blasen, und sie bewegte sich zudem etwas ungewöhnlich, denn sie entzog sich der Erdanziehung.

Sie kroch wie dünner Schleim an den Rändern in die Höhe, drehte sich gleichzeitig in die entgegengesetzte Richtung, so daß vor meinen Augen so etwas wie ein Tunnel oder ein Schlund entstand, der in eine böse und mächtige Tiefe führte.

Dort unten lauerten sie.

Da hockten die finsteren Voodoo-Götter und warteten nur darauf,

befreit zu werden.

Ich hielt den Atem an. Das Brodeln verstärkte sich, die Blasen nahmen an Größe zu, und wenn sie zerplatzten, dann hörte es sich lauter an als noch vor Sekunden.

Was lief dort ab?

Das dunkle Rot änderte in der Mitte seine Farbe. Er wurde zu einem tiefen Schwarz. Etwas peitschte in der sirupartigen Flüssigkeit wie ein Schwanz herum, als wollte er im nächsten Augenblick aus dem Loch schnellen und meinen Hals wie eine Peitschenschnur umfangen.

Dann hörte ich das Lachen.

Ein böses, ein schlimmes und triumphierendes Geräusch. Hinter mir und nicht einmal weit entfernt.

Ich fuhr herum.

Zunächst sah ich nichts, aber in der dichten Dunkelheit bewegte sich eine Gestalt.

Lucien Lavalle war da!

***

Er kam, war nackt, und seine Augen glühten. Auf seinem Körper entdeckte ich dunkle Stellen. Sie sahen aus wie Schnitte, die er sich selbst zugefügt hatte, wobei dann Blut aus den Wunden getreten und anschließend verkrustet war.

Er war größer als ich, das wußte ich. In diesem Augenblick kam er mir vor wie ein Riese, wobei ich nicht mehr als ein Zwerg war, der so vermessen war, sich dem Riesen zu stellen.

Aber David hatte auch Goliath besiegt, deshalb hoffte ich persönlich für mich.

Er hatte seine langen Arme vom Körper abgespreizt, seine Hände waren leer, sichtbar trug er also keine Waffe.

Seine Augen kamen mir weiß und auch pupillenlos vor, als hätte jemand da mit heller Farbe hineingemalt.

Die breiten Lippen hatte er zu einem Lächeln verzogen, aber es war sehr, sehr böse.

»Du bist da!« sagte er.

»Ja, wie du siehst.«

»Du hast alles überstanden!«

»Sicher.«

Er nickte. »Ich habe dich erwartet. Ich und meine Götter, die mir noch einmal verziehen haben, weil sie mich lieben. Die alten Götter der Urzeit wissen genau, was sie mir zu verdanken haben, und ich weiß, was ich ihnen verdanke. Ich werde sie also befriedigen, ich werde meine Feinde zu ihnen schicken, und mit dir, dem mächtigen Todfeind, den Anfang machen. Danach werden alle vernichtet, die mit dir in Verbindung stehen, denn die alten Götter haben mir diese

Macht verliehen. Ich bin derjenige, der es schaffen kann, ich bin ein *Bocor*!«

Obwohl Lucien Lavalle einen furchterregenden Eindruck machte und die Umgebung noch ihr übriges dazutat, blieb ich ziemlich gelassen, winkelte einen Finger an und deutete auf das Kreuz. »Du siehst, daß auch ich nicht so schutzlos erschienen bin.«

»Wir sind stärker«, behauptete er.

»Wer?«

»Die Götter!«

Er gab mir diese Antwort nicht normal, sondern sprach in einem Tonfall, der mich stutzig werden ließ, weil einfach zuviel Triumph in seiner Stimme mitschwang, als wäre etwas passiert, was ich noch nicht hatte sehen können.

Und es erwischte mich.

Ich hätte mich einen Lidschlag zuvor umdrehen sollen, denn als ich es tat, war es zu spät.

Aus dem verdammten Loch war etwas hervorgepeitscht. Etwas Langes, Glitschiges, Aalartiges, aber wesentlich länger und auch kräftiger als nur ein Aal.

Leider war es sehr schnell. Bevor ich noch zur Seite weichen konnte, hatte es sich bereits um beide Waden gewickelt und zerrte mich nach hinten.

Einen Moment später fiel ich, und vor meinen Augen raste die schreckliche Vorstellung hoch, für immer in diesem verdammten Höllenloch zu verschwinden…

***

Ich prallte zu Boden, und es tat beinahe gut, diesen harten Widerstand zu spüren. Bewies er mir doch, daß ich neben und nicht in das Loch hineingefallen war.

Weniger allerdings gefiel mir das Lachen dieses monströsen Voodoo-Zauberers, für den bereits feststand, wer hier der Sieger war. Er mußte sich vorkommen wie jemand, der seinem ärgsten Feind nur noch den Rest zu geben brauchte.

Die Öffnung befand sich links von mir. Aus ihr wölkte ein rötlicher Dampf hervor, ich hörte auch die entfernten Klänge, die mich an Schreie Verzweifelter erinnerten, und ich wartete darauf, daß andere Arme aus dem Loch peitschten, um mich zu umfangen.

Das passierte nicht.

Statt dessen kam Lavalle.

O ja, er ließ sich Zeit. Er war wie ein Koloß, der alles zerstampfen wollte, und seine Augen leuchteten dabei wie weiße Laternen. Dennoch hatte ich Glück im Unglück gehabt, denn es hätte schlimmer für mich ausgehen können, wäre es dem Arm gelungen, meinen

Körper und nicht die Beine zu umklammern.

Ich zog meine Beretta!

»Bleib stehen, Lavalle!«

Er schüttelte den Kopf und mußte sich wie eine Maschine fühlen, die, einmal in Gang gesetzt, nur schwerlich und auch nur durch Gewalt gestoppt werden konnte.

Er wollte es durchziehen, er zeigte den Willen und die Bereitschaft, er wollte nicht noch einmal vor seinen verfluchten Göttern versagen, und ein tierisch anmutendes Brüllen drang aus seinem weit aufgerissenen Mund.

In seinen Schrei hinein peitschte der Schuß.

Ich hatte bewußt auf sein Bein gezielt, ich konnte keinen Waffenlosen töten. Die Kugel sägte in das harte Muskelfleisch seines rechten Oberschenkels.

Die Kugel hinterließ eine Wunde, aber kaum Blut, und es war auch nicht möglich gewesen, ihn zu stoppen.

Er knickte für einen Moment ein, seine Hände zuckten der Wunde entgegen, preßten sich aber nicht auf sie. Statt dessen ging er weiter, kaum dabei humpelnd.

Ein wütender Fluch schoß durch meinen Kopf. Wenn ich noch einmal schoß, dann…

Etwas wühlte sich aus dem Loch hoch und lenkte mich ab. Ich schielte nach links, erschrak bis ins Mark, denn dieses Etwas war das Grauen an sich. Noch schwärzer als die Finsternis, ein Klumpen mit bösen Augen, einer gorillaähnlichen Nase, einem Maul, das wie ein verzerrtes und an den Rändern abgerundetes Rechteck wirkte und das sich langsam zur Seite senkte, mit dem Maul zuerst, ein Zeichen, daß es mich damit verschlingen und mich in sein Reich holen wollte.

Mir blieb die Luft weg, ich zitterte, ich suchte nach einem Ausweg und sah Lavalles Gestalt hinter dem begleitenden Rauch wie ein gespenstisches Schattenwesen.

Ich wußte, daß eine Silberkugel dieses Unding nicht stoppen konnte, wenn, dann half mein Kreuz.

Ich faßte es an und rief die Formel:

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Gerade für dieses verfluchte Wesen passend, denn das Unheil sollte wirklich in der Tiefe bleiben oder wieder zurückkehren.

Und mein Talisman ließ mich nicht im Stich!

***

Das fürchterliche Gebrüll ließ die Wände erzittern. Eine orkanartige Bö fegte durch die Baracke, die keine Ecke und keine Wand ausließ und von einem Jaulen begleitet wurde, das wie schlimmer Sirenenklang in meinen Ohren gellte.

Ich konnte nicht sehen, was mein Kreuz genau »angerichtet« hatte, aber über mir fetzte das schwarze Etwas weg. Ich merkte gleichzeitig, daß ich meine Beine wieder normal bewegen konnte, aber das sah Lavalle nicht, der sich mit der Wucht eines geschleuderten Felsbrockens und laut schreiend auf mich stürzte.

Ich konnte ihn nicht mehr abwehren, und er begrub mich unter seinem mächtigen Körper.

Ich bekam im ersten Moment keine Luft mehr, zudem roch ich ihn auch noch.

Dieser Lavalle stank einfach widerlich. Nach Blut, nach irgendwelchen Salben, mit denen er seinen Körper eingerieben hatte, in deren scharfen Gestank sich auch noch sein Schweißgeruch mischte.

Daß er verwundet war, behinderte ihn nicht, jedenfalls merkte ich nichts davon, er wollte mich nach wie vor vernichten oder hinein in dieses verdammte Loch stopfen wie man Pfropfen auf eine undichte Wasserstelle stopft.

Wie kam ich aus dieser Klemme wieder heraus? Und hatte es mein Kreuz geschafft, den alten Weg der Götzen wieder zu versperren? Ich wußte beides nicht, statt dessen merkte ich, wie die mächtigen Hände des schwarzen Voodoo-Priesters auf Wanderschaft gingen, sich am Körper hochtasteten und nach meinem Hals griffen.

Erwürgen wollte er mich.

Ich war schneller und hatte dabei den Vorteil, daß mein Köpf freilag. Den rammte ich hoch.

Ich traf seine Nase!

Irgendwo hat jeder Mensch einen empfindlichen Punkt. Da bildet selbst dieser *Bocor* keine Ausnahme. Ich merkte, wie sie unter meiner Stirn die Form verlor.

Ein greller Schmerzensschrei toste in meine Ohren. Lavalle hob den Kopf an, wich schreiend zurück.

Ich bekam Platz.

Mein rechtes Bein winkelte ich zusammen mit dem linken. Gemeinsam stieß ich sie dann hoch.

Die Knie wühlten sich in den Leib des dunkelhäutigen Riesen. Er wurde in die Höhe gedrückt, dann kippte er zur Seite und prallte auf seine rechte Schulter.

Für mich stand fest, daß er nicht aufgegeben hatte, deshalb durfte ich ihm keine Sekunde Ruhepause gönnen und trat wieder zu. Diesmal erwischte ich eine andere Stelle seines Körpers genau in dem Augenblick, als er sich aufrichtete.

Wieder fiel er zurück.

Dann war ich auf den Beinen.

Ich schwankte und merkte, daß ich die Beretta festhielt. Ich schlug

ihm den Lauf gegen den Kopf, er sackte zusammen. Danach brauchte ich beide Hände, packte ihn unter und wuchtete den schweren Körper laut schreiend von mir weg.

Ich wollte ihn näher an die Kerze heranbekommen und hatte nicht mehr an das Loch gedacht.

Er aber auch nicht.

Es war wie ein Magnet.

Es saugte ihn an.

Dann brüllte er. Und er brüllte deshalb, weil er in die Tiefe des Schachts rutschte.

Obwohl er das Loch selbst geschaufelt hatte und es im Prinzip nicht tief war, hatte es sich in den letzten Minuten durch das Auftreten der Urzeitgötter in einen Schlund verwandelt, der seine Opfer hinein in die mörderische Welt riß.

Ich blieb in der Nähe dieses unheimlichen Tunnels und bekam mit, wie Lavalle noch verzweifelte Rettungsversuche unternahm.

Er schlug mit den Armen, er schrie, er klatschte seine Hände gegen die Wände, aber die waren verdammt glatt, als hätte man sie mit Eis bedeckt, und es gab keine Stelle, die irgendeinen Vorsprung aufwies, an dem er sich festhalten konnte.

Einfach nichts…

Sein Schrei brandete aus der Öffnung. Ich sah Lavalle kleiner werden, wirklich zu einer Spielzeugfigur zusammenschrumpfen, die von der anderen Seite geholt wurde.

Er verschwand in einer rotschwarzen, sich bewegenden, brodelnden Masse, die so etwas Ähnliches wie Lava sein mußte und deshalb alles verbrannte, auch Lavalle…

Ich taumelte zurück, fiel auf die Knie, weil mich der Schwindel packte. Die Anstrengung war zu stark gewesen, und in dieser Haltung blieb ich keuchend hocken.

Es war vorbei, es war geschafft. Ich hatte Lavalle besiegt, es gab ihn nicht mehr.

Dafür noch die Öffnung…

Und wieder hörte ich etwas.

Ein tiefes, unheimliches Röcheln, als hätte ein Riese mit Atemschwierigkeiten zu kämpfen. Nun, über diesen Vergleich konnte ich nicht einmal lächeln, denn noch immer lauerten die bösen Geister in der unheimlichen Tiefe.

Die Geräusche waren schrecklich. Da knackte und krachte es, als wäre eine gewaltige Knochenmühle dabei, ein Mehl zu produzieren. Da hinein erklang das Zischen.

Ein böses Omen.

Für wen?

Für Lavalle.

Denn er kam zurück!

***

Wie eine mächtige Wasserfontäne schoß es aus dem verdammten Loch, und im ersten Augenblick wollte ich nicht glauben, was ich da sah. Es war eine riesige breite Schlange, eine überdimensionale Kobra, die sich furchtbar verändert hatte und mutiert war, denn sie trug keinen normalen Kopf, sondern der des Lucien Lavalle!

Überdeutlich sah ich sein Gesicht und den darin festgeschriebenen Schrecken.

Er hatte Angst, er mußte Höllenqualen durchleiden. Schlimmer konnte es nicht mehr kommen, doch die Kraft der alten Urzeitgötter hatte ihren Triumph noch nicht endgültig erreicht, weil sie Lavalle nicht so lassen wollten, wie er war.

Sein Gesicht veränderte sich. Der Schlangenkopf bekam gleichzeitig breite Ausmaße, als hätte jemand mit einem schweren, aber flachen Brett auf ihn geklopft.

Und das war nicht alles.

Die dunkle Haut des Lucien Lavalle platzte plötzlich weg, als würde sie von unsichtbaren Händen abgerissen. Sie löste sich auf und flog wie dünnes Papier davon, um etwas anderes freilegen zu können.

Einen bleichen Totenschädel, der sich aus verschiedenen Segmenten zusammensetzte, bei denen die Zwischenräume noch genau zu sehen waren. Er kam mir vor, als wäre er einmal ein Puzzle gewesen, das jemand zusammengefügt hatte.

Große Augen.

Grünes Licht darin.

Ein kaltes, diamantenes Strahlen, das allerdings sehr schnell verlosch, und ich, der ich mit einem weiteren Angriff gerechnet hatte, stellte mich darauf ein, daß keiner mehr, folgen würde.

So war es auch.

Noch einmal hatte sich Lavalle mir gezeigt, hatten ihn die Götter aus ihrem Tunnel ausgespieen.

Nun aber wurde er wieder in die Tiefe gerissen, und bevor er noch vor meinen Augen verschwand, da explodierte er von innen her.

Einige Teile spritzten noch über den Rand hinweg, wurden aber wieder eingefangen und abermals in die Tiefe gezerrt.

Wie auch der Schlangenkörper, dem der Schlamm und die Erde folgten, die von unten her wie eine Ölquelle in die Höhe schossen und das Loch verstopften.

Für immer schlossen…

Das hoffte ich wenigstens, als ich mich mit zitternden Gliedern erhob und auf die Tür zuwankte.

Ich konnte sie noch aufzerren, dann mußte ich mich an der Kante

festhalten.

Ein Hustenanfall schüttelte mich, und das Geräusch hallte hohl über den Hinterhof. In diesem Augenblick kam er mir nicht so schmutzig und verlassen vor. Er war ein Stück meiner eigenen Welt, die mich endlich wiederhatte.

Und darauf freute ich mich…

ENDE